

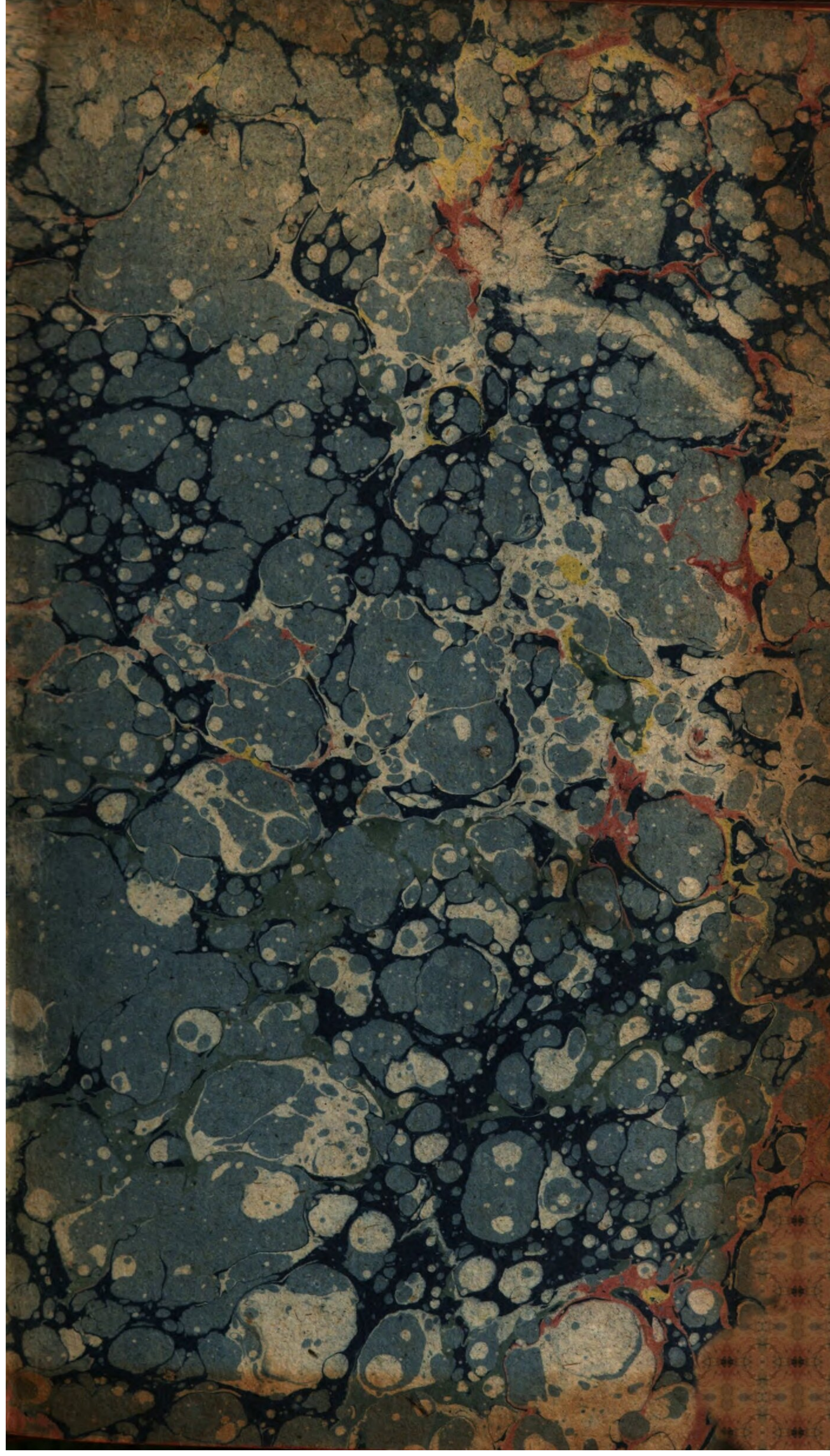




Gern. gew 364













Historical

General

of the

State, military and civil

of the

of the

of the

of the

of the

of the

of the

of the

of the

of the



R



H i s t o r i s c h e  
*G e m ä l d e*

aus dem

ältern, mitlern und neuern

Z e i t a l t e r

der

Deutschen Geschichte

---

V o n

*Degenhard Pott.*

---

Mit vier Kupfern von Daniel Chodowiecky.

---

Leipzig,  
in der Sommerschen Buchhandlung  
1 7 9 8.



Bayer. Staats  
Bibliothek  
München



---

## V o r r e d e.

---

**M**an hat seit einigen Jahren über historische Romane und Gemälde viel gesagt und gestritten. Gewöhnlich misverstanden sich die Streiter; der eine sprach von a, der andere von x; beide Theile blieben, wie immer in solchen Fällen, bei ihrer Meinung, glaubten Recht zu haben, und hatten auch in Ansehung des Standpunktes, aus welchem jeder die Sache betrachtete, meistentheils Recht: nur hätten sie,



um sich zu vereinigen, mit ihren Standpunkten wechseln, einer in des andern Stelle treten sollen, und dann würde unter ihnen bald Einklang geherrscht haben.

Nun giebt es zwar unter der Menge historischer Romane und Gemälde mehrere Mißgeburten, aber von solchen einzelnen unreifen Geburten auf alle vorhandene historische Gemälde schließen, darüber absprechen, und über historische Gemälde überhaupt allgemeine Verdammungsurtheile fällen wollen, heist, denk' ich, sehr übereilt urtheilen, und zu weit gehen.

Ich bin daher noch immer der Meinung, welche ich vor einigen Jah-



ren bei Herausgabe des Marcus Flaminus \*) äußerte, daß historische Romane, welche wirkliche und erwiesene Geschichtsbegebenheiten und Thatsachen nicht verunstalten, worin die Begebenheiten und die Charaktere der handelnden Personen mit der wirklichen Geschichte so verwebt sind, daß sie ihr nicht widersprechen, und den bekannten Ereignissen treu bleiben, durch den historischen Werth an Interesse gewinnen, und vor andern bloßen Romanen noch den Vorzug haben, daß sie den Leser mit der wirklichen Geschichte bekannter machen, und ihn reizen, vertrauter damit zu werden.

---

\*) Dieses Werk wird in der Sommerschen Buchhandlung nächstens neu aufgelegt erscheinen.



Ich finde noch nöthig zu erinnern, daß die beiden ersten dieser historischen Gemälde halb, das dritte fast ganz Dichtung sind; das vierte ist hingegen meist historisch. Der Wink der Kenner und ihr Beifall wird mich bei der Fortsetzung stimmen, welchen Weg ich dabei wählen werde.

Pott.



---

## I n h a l t.

|                                                                                                  |         |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------|---------|
| I. Otto der Erlauchte. . . . .                                                                   | Seite 1 |
| II. Konrad der erste. . . . .                                                                    | - 57    |
| III. Heinrich, auf Konrads Vorschlag erwählter König — Ankunft der Abgeordneten bei ihm. . . . . | - 122   |
| IV. Ferdinand II. und Andres Thonradtel. -                                                       | 165     |

---



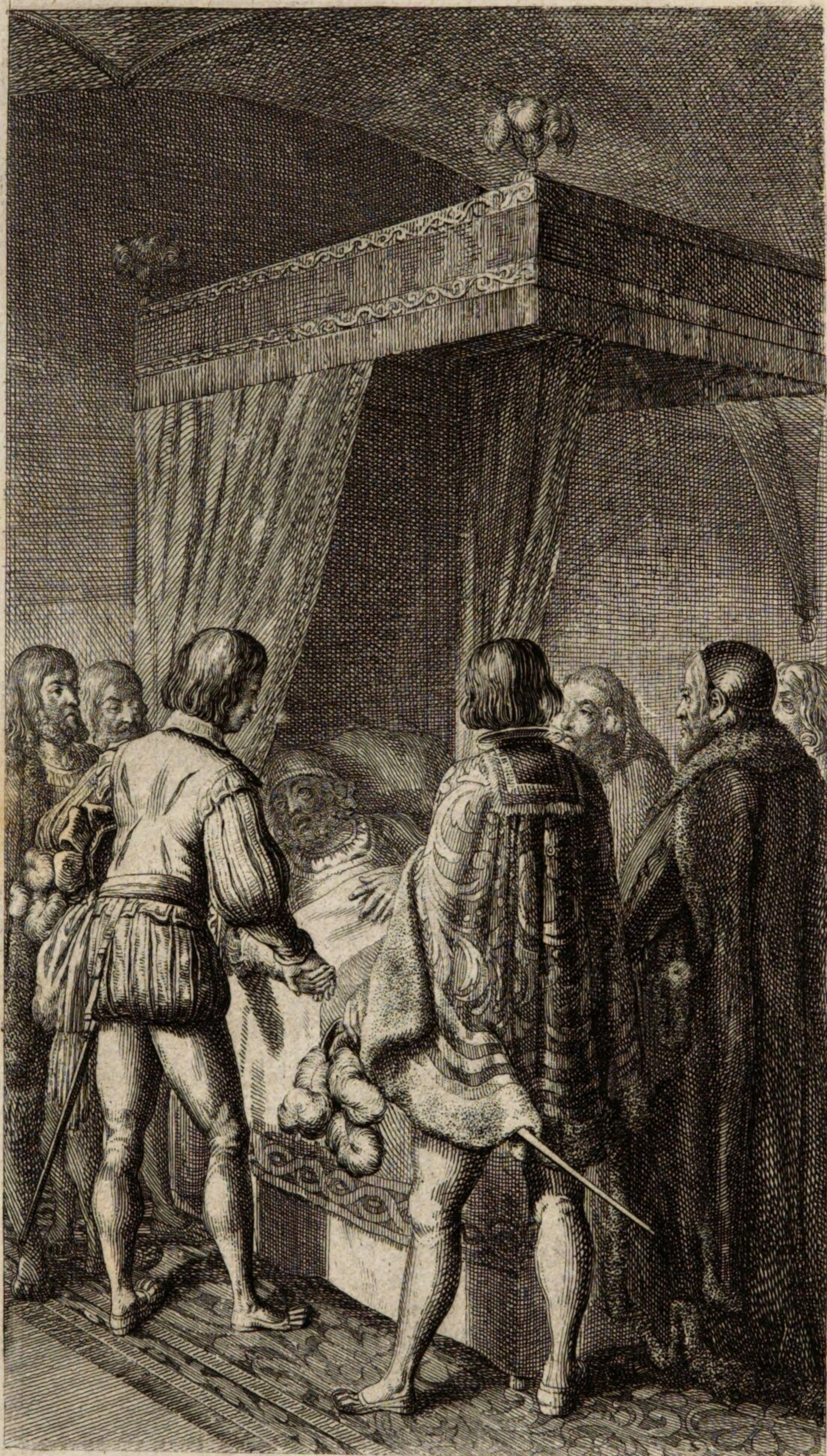
Handwritten text, mostly illegible due to fading and bleed-through. Some words like "Inhalt" are visible.

|                             |         |
|-----------------------------|---------|
| I. Ober der Ebene           | Seite 1 |
| II. Komet der Erde          | 35      |
| III. Helligkeit und Kometen | 75      |
| IV. Helligkeit und Kometen  | 75      |
| V. Helligkeit und Kometen   | 75      |
| VI. Helligkeit und Kometen  | 75      |
| VII. Helligkeit und Kometen | 75      |











---

### Otto der Erlauchte.

---

**E**dle, großmüthige Thaten, welche Aufopferung kosten, und aus Gefühl, aus ächtem Gemeinsinn fürs allgemeine Beste entspringen, können nicht oft genug in Erinnerung, und durch neue Darstellungen in frischen Umlauf gebracht werden, vorzüglich in einem Zeitalter, das an solchen Thaten nicht sehr reichhaltig ist, vielmehr einen Ueberfluß an handgreiflichen Belegen von Eigennutz, Habsucht, und feinen angesponnenen Ränken hat. Das Andenken an große edle Handlungen ist einem über die Denkart der Zeitgenossen bekümmerten Gemüthe ein Labsal, stärkt den Geist, und feuert ihn zu ähnlichen Thaten an.



Unsere Vaterländische Geschichte liefert uns im zehnten Jahrhundert ein Paar Beispiele eines so hohen Edelmuths, eines so erhabenen Gemeinns fürs allgemeine Beste, einer so großmüthigen Aufopferung eigener Vortheile, daß wohl mancher Grosse am Ende des jetzigen philosophischen Jahrhunderts sich kaum wird eine Vorstellung davon machen können.

Das erste Beispiel giebt uns Otto der Erlauchte Herzog vom damaligen Sachsen, Vater des grossen Heinrichs, der gewöhnlich unter dem Namen des Vogelstellers bekannt ist.

Nebenumstände und Verhältnisse erhöhen und mindern den Werth einer edlen Handlung. Um den Werth derjenigen Handlungen, die wir jetzt in frisches Andenken bringen wollen, vollkommener zu erkennen und lebhafter zu fühlen, müssen wir uns in die damalige Lage Deutschlands versetzen.

Gegen Ende des neunten und im Anfange des zehnten Jahrhunderts dachten die Deutschen, wie damals fast alle Nationen, und



wie jetzt die Frankreicher denken: dafs man eine regierende Familie, wenn sie nichts tauge, von der Regierung ausschliessen, und sich zum Staatsvorsteher wählen könne, wen man wolle. Sie dachten aber nicht nur so, sondern schritten in nöthigem Falle auch zum Werke

Karls des Grossen Vater Pipin steckte den Merovingischen König in ein Kloster, weil sich für ihn eine Mönchskutte besser schickte, als eine Krone. Jetzt aber kam die Reihe an Karls Nachkommen. Er war vier und siebzig Jahr tod als die Deutschen den Entschluß fassten, seinen Urenkel Karl den Dicken abzusetzen. Unwillig über dieses dicken Karls Regierung versammelten sich die meisten Stände in Tribur, einem Orte im Darmstädtischen, wo sich der kaiserliche Hof oft aufzuhalten pflegte. Arnulf, Herzog von Kärnten, ein natürlicher Sohn von Karls des Dicken Bruder, ein Mann von grossen Fähigkeiten, der sich in den Kriegen gegen die Slaven und Normänner durch manche Siege berühmt gemacht hatte, erklärte sich ebenfalls gegen



Karl. Auf einmahl war der Beherrscher von Frankreich, Deutschland und Italien des Throns entsetzt, von allen verlassen, aller seiner Güter beraubt, und — bat bloß um einige Kammergüter zu seinem Unterhalte, die man ihm auch zugestand.

Arnulf spielte damals, nur mit mehrerm Glück und bei ungleich größern Fähigkeiten und Verdiensten, die Rolle, welche in unsern Zeiten der Herzog von Orleans gegen Ludwig XVI. zu spielen hoffte; man wählte ihn an des dicken Karls Stelle zum König.

Durch diese große Staatsveränderung, in politischer Hinsicht so groß wie die dermalige Französische, wurde Deutschland von Frankreich auf immer getrennt, und der Grund der noch jetzt fortdauernden Deutschen Staatsverfassung gelegt. Ohne diese Staatsveränderung würde etwas später hin Hugo Kapet sich nicht zum König von Frankreich haben erheben können, würde jetzt die Gestalt von Europa ganz anders seyn.

Otto, den man in der Folge den Erlauch-



ten nannte, hatte sehr viel beigetragen, daß sich diese Staatsveränderung für Deutschland so ruhig endigte, und die Absetzung eines Fürsten, der noch einmahl so mächtig als Ludwig XVI. war, den Deutschen keinen Tropfen Blut kostete. Um Frankreich bekümmerte man sich nicht.

Es war damals allgemeine Sitte, den Fürsten Beinamen zu geben. Diesen nannte man den Dicken, jenen den Kahlkopf, einen andern den Stammler oder den Einfältigen, oder das Kind u. s. w. Solche Beinamen bezeichneten allezeit eine Haupteigenschaft, und unterschieden sich eben dadurch von den Beinamen in den neuern Zeiten: denn oft forscht man jetzt vergeblich nach den Gründen, warum dieser der Weise, ein anderer der Vielgeliebte genannt wird. Gab man einem Fürsten einen edlen Beinamen, wie dem Otto den Namen des Erlauchten, so hatte er ihn gewiß verdient.

Otto blieb Arnulfs treuester Freund, half ihm in den wichtigsten Unternehmungen, er-



focht mit ihm gegen die Normänner, die furchtbarsten Feinde der Deutschen, den großen Sieg, wodurch ihre Macht gebrochen wurde, und stand ihm in dem Italienischen Feldzuge bei, in welchem er sich so viel Ruhm und Ansehn erwarb, daß ihm Arnulf die Anordnung des Regierungsgeschäfts in Mailand übertrug.

Nach Arnulfs Tode erwählten die Stände ihn nebst dem Bischof Hatto von Mainz zum Vormunde von Arnulfs unmündigem hinterlassenen Prinzen Ludwig dem Kinde, bis zu dessen Königswahl. Auch blieb er in der Folge, so viel als die Sorge für seine eignen Besitzungen es erlaubte, weil er fast beständig mit den vielen angrenzenden Wendischen Völkern in Fehden verwickelt war, Ludwigs vorzüglichster Rathgeber.

Bischof Hatto ist ein zu wichtiger Mann für die folgenden Geschichten, um ihn nicht näher kennen zu lernen.

Der damalige Zustand Deutschlands glich in vielen Stücken der Verfassung von Polen,



so wie wir es noch in unsern Zeiten unter Poniatowski's Regierung gesehen haben: und es war ein Glück für die Deutschen Großen, daß sie keine so mächtigen Nachbarn wie das heutige Polen hatten. Unter Ludwigs unmündiger Regierung machten es einzelne adliche Geschlechter wie die Könige großer Länder, die keinen andern Schiedsrichter als das Schwert oder wechselseitige Furcht kennen. Man nannte in den folgenden Zeiten diese stets zunehmenden Fehden Faustkriege. Die Menge und ewige Dauer derselben brachten über Deutschland unsägliches Elend.

Indefs Otto in dem nördlichen und nordöstlichen Deutschland beschäftigt war, gerieten in Franken zwei Geschlechter, drei Söhne eines von Ludwig dem Deutschen ernannten Herzog Heinrichs von Franken, und vier Söhne des Grafen Werinhars von Franken, deren ansehnliche Güter theils in Franken theils im Hessischen lagen, mit einander in einen Streit, der bald in einen blutigen Krieg ausbrach.



Von Herzog Heinrichs Söhnen blieb einer im Treffen, und ein anderer Adelhard wurde gefangen. Dem gefangenen Adelhard lies Rudolf Bischof von Würzburg, einer von Werinhars Söhnen, um dessen Willen der ganze Krieg entstanden war, den Kopf abschlagen. In einem andern Treffen verlor Konrad, Rudolfs Bruder, das Leben. Albert Graf von Bamberg, der noch übrige einzige Sohn Heinrichs siegte, und jagte Rudolphen aus dem ganzen Bisthum. Dies brachte die Bischöfe und die ganze Geistlichkeit gegen ihn auf. In des jungen König Ludwigs Namen wurde Albert nach Tribur vorgeladen, vor einer Versammlung der Stände zu erscheinen, um von der bisherigen Fehde Rechenschaft abzulegen, durch die einer der schönsten Striche Deutschlands verwüstet worden war. Albert erschien nicht. Man beschuldigte ihn, daß er Urheber des ganzen Kriegs sey, und erklärte ihn nebst seinen Anhängern auf Anstiften der Bischöfe in die Acht. Diejenigen Stände, welche bei dieser Gelegenheit von der Theilung der Besi-



tzungen Alberts und der mit ihm verbundenen Grafen Gewinn zu ziehen hofften, halfen die Exekuzions-Armee gegen ihn verstärken. Albert wurde von allen Seiten angegriffen, und zuletzt in seiner Hauptburg belagert. Aber die Burg war für Ludwigs und der Stände Heer unüberwindlich.

Jetzt trat der schlaue Bischof Hatto von Mainz auf, der erste unter den Bischöfen Deutschlands, und erbot sich, als Abgeordneter zu Albert zu gehen: „er hoffe“ sagte er: „den Ungehorsamen durch die Kunst seiner Beredsamkeit zu bewegen, sich der Gnade Ludwigs zu unterwerfen.“

Mit Anbruch des Tages verlies Hatto das Heer des Königs, und erschien als Friedensbote vor Alberts Burg. Man öffnete ein Thor, der Bischof wurde zu Albert geführt.

„Ich komme, als ein Bote des Friedens von unserm gnädigsten König“ fieng er an: „Gerührt durch den Tod so vieler tausend unglücklicher Schlachtopfer, durch das traurige Schicksal so vieler Schlösser, Städte und



Dörfer, welche in der nunmehr siebenjährigen Fehde verwüstet worden, wünscht er dem Blutvergießen und den Verheerungen ein Ende zu machen. Dies war die Absicht, warum er dich nach Tribur vorladete, aber du erschienst nicht. Und warum? weil das Bewustseyn deiner Handlungen dir nicht die besten Erwartungen hoffen lies. Und doch hättest du mit der Entscheidung des Königs und der Stände zufrieden seyn können. — Ich habe mich zum Mittler angeboten, und komme, dich noch einmahl einzuladen. Dein Ungehorsam, dafs du nicht in Tribur erschienst, soll vergessen seyn. Unterwirf dich des Königs und der Stände Gnade. Man wird gnädig gegen dich gesinnt seyn. Aller gesammten Stände Wunsch ist, die schreckliche Fehde beizulegen, und dem verwüstenden Kriege ein Ende zu machen. — Hätte ein frommer Gedanke doch dein Herz regiert, auf die erste Einladung nach Tribur zu kommen, wie viel Menschenblut würde geschont worden seyn, das jetzt gegen dich um Rache zum Himmel schreit! — Du kannst



in deiner Burg dich vielleicht noch lange halten, wirst du aber nicht am Ende doch unterliegen müssen, wenn du durch hartnäckigen Widerstand den König und die Stände noch mehr erbitterst, und sie doppelte Macht gegen dich gebrauchen? — Und dann wehe dir! Folge meinem Rathe. Der Stände Zorn wird sich gänzlich legen, wenn du, fest auf sie trauend, dich ihrer Gnade und ihrem Schutze unterwirfst. Komm mit mir, ich will dich zu dem König und den bei dem Heere vorhandenen Ständen führen. Sollten dir die Bedingungen, welche man mit dir eingehen will, nicht anstehen, so kannst du alsdann ja noch thun was du willst. Verlaß dich auf mich. Siehe hier ist meine Hand. Verlange von mir, welchen Schwur du willst. Ich gelobe dir deine Integrität, und schwöre, daß ich dich unversehrt, ohne daß dir das mindeste Leid widerfahren soll, in deine Burg zurückbringen will.“

Die letzten Worte trafen Alberts Herz. Auch er war der Fehde müde, und wünschte



einen Vergleich. Nur hatte er sich und sein Leben den erbitterten Bischöfen, und den von ihnen aufgehetzten Ständen nicht anvertrauen wollen. Das Bild seines vom Bischof Rudolf hingerichteten Bruders schwebte vor seinen Augen. Aber jetzt, da der erste unter den Bischöfen Deutschlands, der ehemalige Mit-Vormund Ludwigs, selbst ihm die eidliche Versicherung gab, ihn unversehrt in seine Burg zurück zu führen, jetzt fieng er an Zutrauen zu fassen, seine Besorgnisse schwanden, und Hatto's Antrag schien ihm vortheilhaft. Wenigstens konnte er ja nichts verlieren. Waren die Bedingungen zu hart, so konnte er in seine Burg zurückkehren, und er stand auf keinem schlechtern Flecke; vielmehr hatte er sich bereitwillig gezeigt, alles, was nur irgend's Ehre und Vermögen erlaubte, zu thun, um den Krieg zu beendigen. Er gab daher des Bischofs Worten geneigtes Gehör, ergrif dessen rechte Hand, foderte von ihm den Eid, und der Bischof schwur. —

Freudig befahl Albert das Frühstück auf-



zutragen. Auf sein Geheiß wurde von dem ältesten und besten Steinweine aus dem Burgkeller gehohlt, um mit einem herzstärkenden Labetrünke aus dem goldenen Becher den heiligen Vertrag mit Hatto zu bekräftigen, und alsdann sogleich nach dem Königlichen Lager zu reiten.

Frühstück und Wein waren aufgetragen. Albert schenkte ein, trank dem Bischof zu, und ladete ihn zum Frühstück ein.

„Verzeih“ erwiederte der schlaue Bischof höflichst, und zog ein Glas aus der Tasche: „Siehe hier meinen Arzeneitrank, den ich früh bei Anbruch des Tages zum Frühstück genommen habe. Dieser ist bei meiner noch fortdauernden Unpäßlichkeit mein Frühstück. Unendlich leid thut es mir, deinem Wunsche nicht so wie ich wünsche begegnen zu können. Laß uns dies auf eine baldige noch frohere Zeit aufschieben.“

Albert befriedigte sich bei dieser Entschuldigung, lies das Burgthor öffnen, und zog von



einigen der besten seiner Reisigen begleitet mit Hatto zum König.

Einige hundert Schritte waren sie von der Burg entfernt, und schon im freien Felde, als Hatto sich über eine kleine Uebelkeit beschwerte.

„Ich wollte doch“ sagte er: „dafs ich deinem Rathe gefolgt wäre, und mich mit einem Labetrunk aus deinem Keller gestärkt hätte. Der Magen fängt an zu bellen. Da ich wegen meiner Schwäche nicht zu schnell reiten darf, so werden wir ein Paar gute Stunden nöthig haben, ehe wir zum Könige kommen. Vielleicht hätte ich mich nach einem Glase Wein besser befunden, als nach dem Tranke, den mir der Arzt verschrieben.“

Entzücken funkelte aus Alberts Augen. Er umarmte den Bischof.

„Lafs uns umkehren“ sagte er zu Hatto: „und noch das Frühstück nehmen. Wir versäumen nichts. Mit Schmerz habe ich die Burg verlassen, weil du nicht trinken wolltest. Nun aber werde ich, wenn du mit mir zurück



reiten, und aus dem väterlichen Becher Bescheid thun willst, mit doppelt frohem Herzen zum Könige ziehen. Auch wird dir weder Frühstück noch Wein schaden. Du bist ja dem Ansehn nach ziemlich wieder hergestellt, und Fasten taugt dann nicht mehr.“

Hatto kehrte mit Albert und dessen Reitsigen nach der Burg zurück, lies sich das Frühstück vortreflich schmecken, leerte mehr als einmahl den goldenen Becher, und that dem ihm zutrinkenden Albert tapfer, wie ein Bischof, Bescheid.

Gestärkt ritten beide nun rascher zum Burgthor hinaus, denn der alte Wein war dem Hatto, wie er sagte, so gut bekommen, daß er sich gar nicht mehr krank fühlte, sondern mit Albert den Weg zu dem Lager des Königs in vollem Trabe machte.

Großser Jubel entstand, als der Bischof mit dem gefürchteten Grafen im Lager ankam, und ihn dem Könige und den anwesenden Ständen vorstellte.

„Ich habe euch nun den Grafen in eure



Hände geliefert, sagte Hatto, nachdem Albert sich entfernt hatte. Ihr werdet nun wissen, was Ihr zu thun habt.“

Im Namen des Königs wurde Albert auf Befehl der Bischöfe und Stände gefesselt; man berathschlugte, was man mit ihm machen wollte, und wurde bald darüber einig, den Grafen wegen angefangener Fehden, wegen Vertreibung eines Bischofs, und des in dem bisherigen, nun sieben Jahre dauernden, Kriege vergossenen Blutes, und endlich wegen der dadurch veranlaßten entsetzlichen Verheerungen zum Tode zu verurtheilen.

Als der betrogene unglückliche Graf vorgeführt wurde, das Urtheil anzuhören, warf er einen Blick auf Hatto. „Du bist ein Meineidiger“ sagte er: „wenn du es erlaubst, daß ich zum Tode geführt, und hingerichtet werde.“

„Ich habe gehalten, was ich dir versprochen habe, erwiederte Hatto. Ich versprach dir völlige Integrität, und daß ich dich unversehrt in deine Burg wieder zurückführen wollte. Ich habe dich in deine Burg wieder



zurückgeführt, denn du weißt, daß ich mit dir umkehrte, und das Frühstück bei dir nahm. Nach genommenem Frühstücke aber habe ich dir weiter nichts versprochen. Hätte ich dir aber auch alsdann noch Integrität und Unversehrtheit versichert, so würde ich doch kein Meineidiger seyn. Du hast die Wörter Integrität und unversehrt ganz falsch genommen, und von deinem Leibe verstanden. Du weißt aber, daß ich ein Bischof, ein Geistlicher bin. Ich rede nur von dem Reiche Gottes, und konnte also nur deine Seele im Sinne haben. Bereue daher deine Sünden, und bitte sie Gott ab, so wirst du dich unversehrt erhalten, und einsehen, daß ich dir die versprochene einzige und wahre Integrität auch wirklich verschafft habe.

Albert blickte seufzend gen Himmel, und seine Seufzer, sagt die Legende, wurden erhört. Denn der verrätherische Bischof stürzte sich, als er lange nachher gegen den großen Heinrich, den Vogelsteller, mit einem ähnlichen Bubenstück schwanger gieng, vor Verzweif-



lung, daß er ehemals mit den Worten unversehrte und Integrität solch einen schändlichen Verrath getrieben, in den feurigen Schlund des Aetna, wo man noch Jahrhunderte hindurch seine ächzende Seele die Worte winselnd rufen hörte:

Wer andern Gruben gräbt, fällt selbst hinein;  
Und büßt der Sünden Schuld durch Höllenpein.\*)

Des Grafen unglückliches Schicksal, und des Bischofs niedrige Verrätherei erregten den Unwillen aller Zeitgenossen. In allen Gegenden Deutschlands zogen Bänkelsänger herum, und besangen die Ränke des Bischofs, und das traurige Ende des hinterlistig betrogenen Alberts: und späterhin, sangen sie auch Lieder von den Folgen schändlicher Verräthereien, und von dem schrecklichen Schicksale des Bischofs, der sich in den Aetna gestürzt habe, wo seine Seele die schrecklichste Pein leide.

Otto der Erlauchte befand sich nicht in Ludwigs Lager, sonst würde er sich gewiß

---

\*) Sic peccata lues, sicque ruendo rues.

S. Meib. script. rer. Germ. T. I. p. 675.



diesem so schändlichen Bischofs - und Bubenstücke widersetzt haben: da es aber einmal ausgeführt war, so erlaubte ihm Klugheit und die damalige Lage Deutschlands nicht, diesen Verrath eines so angesehenen Bischofs sehr zu rügen.

Die unaufhörlichen Fehden und beständigen Uneinigkeiten zwischen den angesehensten Geschlechtern Deutschlands hatten einen neuen Feind herbei gelockt, der den Deutschen noch furchtbarer wurde, als ihnen viele Jahre hindurch die Normänner gewesen waren.

Dieser Feind waren die Hungarn, Nachkommen der alten Hunnen, denen sie an hässlicher Gestalt, an Wildheit und Grausamkeit völlig glichen. Sie lebten noch immer als Nomaden, hatten keine festen Wohnsitze, keine Häuser, sondern bewegliche Hütten, die sie auf Karren fortbringen konnten, und zogen mit ihren Heerden, Weibern und Kindern in den weiten Ländern an der Donau, welche sie seit einigen Jahrhunderten bewohnten, herum; lebten von der Viehzucht, assen rohes Fleisch.



tranken das Blut frisch erschlagener Feinde, und ein feindliches Menschenherz war ihnen ein Leckerbissen.

Mager von Gestalt, nicht sehr groß, von widrigem Körperbau und Gesichte waren sie an Größe, Kraft und Stärke dem schönen wohlgebauten Deutschen bei weitem nicht gewachsen, und nur durch ihre Waffen und ganz neue Art zu kriegen ihm furchtbar. Sie ritten leichte, außerordentlich schnelle Pferde, schossen reitend ihre Pfeile mit solcher Geschicklichkeit ab, daß sie selten ihr Ziel verfehlten, fochten beständig in der Ferne, und vermieden jedes Handgemeng. Rückte der Feind ihnen zu nahe, so flohen sie, spannten fliehend ihre Bogen, kehrten um und schossen wieder ihre Pfeile los. Auf diese Weise tödteten sie eine Menge Deutsche, die wegen ihrer schwerern, mehr zum Handgemeng eingerichteten, Waffen, wegen ihrer schweren Pferde die flüchtigen Hungarn nicht erreichen, und ihnen wenig Schaden zufügen konnten. Fast in allen Treffen suchten die Deutschen nach erlittenem



grossen Verluste ihre Rettung in der Flucht. Jede Gegend, durch welche Hungarn zogen, wurde von diesen Barbaren verheert, und in eine wüste Einöde verwandelt.

Sie brachen an mehrern Orten in Deutschland ein: ein grosses Heer wendete sich gegen Westen durch Oestreich nach Bayern und Schwaben, ein anderes schwenkte sich nordwärts nach Thüringen. In einer unglücklichen Schlacht in der Gegend von Eisenach verlor Herzog Burkhard von Thüringen sein Leben, und Otto der Erlauchte wurde vom König Ludwig zum Herzog von Thüringen ernannt.

Jetzt wollten die Hungarn nun auch weiter vor nach Sachsen dringen, aber durch die guten Anstalten Otto's und seines Sohns Heinrichs fanden sie so viele Hindernisse, daß ihr Heer sich aus Thüringen zurückzog, und sich mit dem andern Schwarm vereinigte, der Baiern und Schwaben verheerte, indess Otto durch seinen Sohn Heinrich einige Slavisch-Wendische Völker, die mit den Hungarn ge-



meinschaftliche Sache gemacht hatten, züchtigte, die Grenzen seines Gebiets gegen ihr Land hin erweiterte und befestigte.

Um sich von den Verheerungen und Grausamkeiten der Hungarn eine lebhafte Vorstellung zu machen, erinnere man sich der Kosackischen und Russischen Horden, die vor ein Paar Jahren unter des berühmten Suwarows Anführung die Vorstadt von Warschau plünderten und verheerten, schwangeren Weibern die Bäuche aufschlitzten, Kinder in den Wiegen aufspießten, in Stücke hauten, die zerstückelten Glieder unter ihre Sattel legten, bis sie durch das Reiten etwas mürbe geworden waren, und sie dann fraßen. —

Das Waffenglück der Hungarn wurde durch den wenigen Gemeinsinn der Deutschen regierenden adelichen Geschlechter vorzüglich befördert. Eigennutz und Eifersucht hinderte sie, die nöthigen Maßregeln zu ergreifen. Jeder regierende Herr dachte nur auf sich. Hätten die Hungarn einen solchen Eroberungsgeist besessen, wie die Russischen Regenten neuerer



Zeiten, das ganze südliche Deutschland bis zum rechten Rheinufer würde wahrscheinlich eine Hungarische Provinz geworden seyn. König Ludwig das Kind war in jedem Verstande noch Kind, und unfähig, die gesammten Kräfte Deutschlands gegen die furchtbaren Hungarn mit gehörigem Nachdruck brauchen zu können. Seine Zeitgenossen wendeten einen Spruch des Prediger Salomo, „Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist“ auf seine Regierung an.

Bei so bewandten Umständen, und solchen Gesinnungen fürs allgemeine Wohl, hielt Otto den Frieden mit den Hungarn durchaus für nothwendig, wenn er auch etwas theuer erkauft werden sollte. Durch seine Vermittelung — denn er stand bei den Ungarn, welche gegen die Sachsen mit weniger Glück als gegen die übrigen Deutschen gefochten, und den ersten großen Widerstand gefunden hatten, in sehr großem Ansehn — wurde ein nach Beschaffenheit der Umstände sogenannter ehrenvoller Friede geschlossen, und die Deut-



schen gaben ihnen einen bestimmten jährlichen Tribut.

Bald nach geschlossenem Frieden starb Ludwig, ohne einen Erben zu hinterlassen. Man musste sich nach einem neuen Geschlechte umsehen, das man auf den Deutschen Thron erheben wollte. Die Deutschen Herzoge, Grafen und andere mächtige Herren versammelten sich deshalb in Worms. Unter allen Deutschen Fürsten ragte keiner an Weisheit, Tapferkeit, Erfahrung, so hervor als unser Otto, Erb-Herzog von Sachsen, und seit kurzem auch noch erkieseter Herzog von Thüringen.

Es gab von den ältesten Zeiten her in Deutschland viele adliche Geschlechter, aus welchen die verschiedenen Deutschen Völker sich ihre Anführer wählten, und von denen sie nicht abzugehen pflegten. Nach und nach entstand eine Gewohnheit, dass man den Sohn zum Nachfolger wählte, und diese Gewohnheit betrachteten die Söhne zuletzt als ein



Recht, ihren Vätern in der Regierung zu folgen.

So ein sonderbar Ding ein Erbfolge-Recht, für sich betrachtet, seyn mag, so hielten die Deutschen doch die Erbfolge für eine nützliche Sache, aus der wohl manches Uebel entspringen könne, weil Verstand und Weisheit nicht wie andere Glücksgüter fort-erbten, die man aber als das kleinere unter zwei Uebeln wählen müsse. Es sey besser, es folge in der Regierung ein Klotz, als daß sich mehrere Herrschsüchtige um die Herrschaft schlügen. Es sey daher gefährlich, von einem regierenden Hause abzugehn, und rathsamer, dem Gebrauche, den Sohn zu wählen, oder ruhig folgen zu lassen, nachzugeben, als sich der Gefahr eines verderblichen Krieges auszusetzen. Diesen könne und müsse man erst alsdann wagen, wenn der Regent durch seine Einfalt, Sorglosigkeit oder tyrannische Gesinnungen so viel Unheil anrichte, das den Folgen eines Krieges gleich käme. Dann müsse man ihn als eine gefährliche Beule am Staatskörper



ansehen, und, sollte es auch mit Gefahr verknüpft seyn, fortzuschaffen suchen. — Dieser Beweggrund hatte schon vor des großen Hermanns Zeit, der durch die berühmte Teutoburger Schlacht die Deutschen von der Uebermacht der Römer befreiete, die allgemeine Sitte eingeführt, die Anführer oder Herzoge stets aus einem Geschlechte zu wählen, obgleich damals diese Sitte noch nicht in eine Erbfolge übergegangen war.

Außer den Erbherzogen, Erbgrafen und andern mächtigen Erbherren gab es auch noch andere, die von den Königen gewissen Ländern als Statthalter vorgesetzt wurden, die Truppen ihrer Kreise gegen die Feinde anzuführen. Gewöhnlich nahmen die Könige Männer aus ihrem Hofstaate, die von ihnen abhängig, oder auch mit dem Königlichen Hause verwandt waren. Manchen wurde auch eine Grafschaft oder sonst ein beträchtlicher Strich Landes angewiesen, um davon die Einkünfte als Sold für die Aemter, welche er bekleidete, zu ziehen. Allmählig schlich sich ebenfalls die Gewohnheit



ein, welcher Karl der Grosse vorzüglich entgegen arbeitete, daß man dem Sohn das Amt des Vaters gab, und mit gewissen Aemtern auch gewisse liegende Gründe verknüpfte.

Aus fünf Hauptvölkern bestand zu unsers Otto Zeiten Deutschland, nämlich Sachsen, wozu man noch die Thüringer rechnete, Franken, Bayern, Schwaben und Lothringern: und fast bei allen diesen Völkern gab es mehrere Herzöge, Grafen und andere mächtige Herren, die theils eigenthümliche Erbgüter besaßen, theils solche verwalteten, die dem Könige oder dem Staate gehörten. Unter den Deutschen Großen waren in Bayern Herzog Arnulf, in Franken Herzog Konrad, in Schwaben Herzog Burkhard und in Lothringen Herzog Reinhard — dieser durch seine Schlaueit und List sehr merkwürdige Herr, der zu dem bekannten Gedichte Reineke der Fuchs Anlaß und Stoff gegeben — die vorzüglichsten, welche, außer Otto, durch ihre beträchtlichen Besitzungen sowohl als durch ihre Thaten am meisten darauf rechnen konnten, daß



die Wahl auf sie fallen würde. Aber keiner war so mächtig, als Otto, der fast ganz Sachsen bis an die Eider besaß, und von Ludwig auch noch zum Herzog von Thüringen ernannt war. Seine zu große Macht würde daher vielleicht manche abgeschreckt haben, ihre Augen auf ihn zu richten, wenn nicht Deutschland einen Fürsten nöthig gehabt hätte, der den gesunkenen Gemeinsinn der Deutschen Großen, bei den dringenden und zunehmenden Gefahren gegen die furchtbaren Hungarn, durch Vorstellungen wieder zu beleben, und seinen Vorstellungen durch hinlängliche Macht gehörigen Nachdruck zu geben vermöchte; wenn nicht Otto durch seinen entschlossenen Muth, durch so vieljährige Beweise der vortreflichsten Denkart und der biedersten Gesinnungen in seinen eignen und in des Reichs Angelegenheiten gezeigt hätte, daß er die Wünsche der gesammten Stände in jeder Hinsicht am besten erfüllen würde, falls er König der Deutschen wäre. Es war daher sehr natürlich, daß Aller Augenmerk nach Ludewigs Tode auf ihn als



den Mächtigsten, Erfahrensten und Weisesten gerichtet waren. Einmüthig beschlossen die in Worms versammelten Stände Otto'n zu ihrem Oberhaupte zu wählen, und ihm den Deutschen Thron anzutragen.

Otto war schon alt, und damals etwas unpäfslich, als die Abgeordneten von Worms ihm die Nachricht von seiner Wahl zum Deutschen König überbrachten. Er kannte die Achtung der sämtlichen Deutschen Fürsten und Stände gegen ihn, und hatte es schon halb geahndet, daß man ihm die Krone antragen würde, hatte sich daher auf diesen Fall schon gefaßt gemacht und seine Antwort beschlossen.

„Ich bin alt“ antwortete er den Abgeordneten: „und meine Gesundheit ist, wie ihr seht, nicht die festeste. Bringet den edlen Deutschen Fürsten, Bischöfen, und übrigen versammelten Ständen, meinen innigsten Dank für das Zutrauen, das sie zu mir hegen, mich zu ihrem König zu wählen. Aber eben dies Zutrauen heischt von mir die Pflicht, ihnen das aufrichtige Geständniß zu thun, daß Alter



und Schwäche mir nicht erlauben, ihren Antrag anzunehmen, und ihre Hoffnungen für die Zukunft zu täuschen. Vielleicht bin ich in kurzem nicht mehr und die versammelten Stände könnten sich also bald wieder in dem nämlichen Falle befinden, weshalb sie jetzt zusammen gekommen sind. Schenkte mir aber auch Gott ein längeres Alter, als ich bei meinen gegenwärtigen Gesundheitsumständen nicht erwarten kann, so würde doch das jetzige Maass meiner geistigen und körperlichen Kräfte mir grofse Hindernisse in den Weg legen, die Pflichten zu erfüllen, welche die Führung eines so wichtigen Amtes, als das eines Deutschen Königs ist, erfordert, vorzüglich in einem Zeitpunkte, wie der gegenwärtige. Die Regierung des Reichs heischt einen thätigen, raschen Mann, nicht nur erprobt durch Rechtschaffenheit, durch Thaten von entschlossenem Muthe, und Tapferkeit, sondern auch einen Mann, der noch völlige Kräfte hat, überall an jedem Orte, wo seine Gegenwart zu Beilegung einer entstandenen Fehde, zu Belebung des Gemeingei-



stes, zu Anführung eines Heeres gegen einbrechende furchtbare Feinde nöthig ist, geschwind und schnell zu seyn; dessen blühendes Alter den Deutschen eine längere Aussicht einer glücklichen Zukunft gewährt, als meine Jahre können, die schon nahe an die Jahre des Greisen gränzen. — Noch einmal sag' ich also herzlich Dank den mir so wohlwollenden edlen Ständen des Reichs für die mir zugedachte Erhebung. Es fehlt Deutschland nicht an Fürsten und Herren, werth an der Spitze eines so tapfern und edlen Volks, wie die Deutschen, zu stehen. Mir aber mangeln dazu die Kräfte. Die wenigen indess, welche mir übrig sind, werde ich, wie bisher, stets zum Besten meines Vaterlandes, und zum Dienste des künftigen von den Ständen erwählten Königs anwenden, und nöthigen Falls noch gern mein Blut zum Wohl des Ganzen aufopfern. Ich werde, sollte ich noch länger leben, als Beistand des künftigen Königs dem Vaterlande noch mehr nützen können, als wenn ich selbst König wäre.“

Traurig und niedergeschlagen empfohlen



sich ihm die Abgeordneten, und kehrten schwermüthig nach dem Reichstage zurück.

Heinrich, des erlauchten Otto's Sohn, hatte die Ankunft der Abgeordneten und ihre Nachricht, daß sein Vater von den in Worms versammelten Fürsten, Bischöfen und übrigen Ständen zum König ernannt worden, mit innigem Vergnügen gehört. Er sah seiner Ehrbegierde neue Bahnen sich öffnen, und sein edles Herz erquickte sich schon an manchen großen, wohlwollenden Entwürfen, die er seinem Vater ausführen half, und ein Gedankenblick in die Zukunft, den aber die Liebe zu seinem Vater und der Wunsch, ihn noch lange um sich zu sehen, schnell vorüberreichen lies, erweckte eine leise mit einem behaglichen Gefühle verknüpfte Ahndung, dereinst selbst als König der Deutschen noch manche seiner Lieblingsentwürfe ins Werk zu setzen. Um so größer war jetzt sein Staunen, da er den Entschluß seines Vaters hörte, das ihm angetragene Königthum nicht anzunehmen. Er kannte die Festigkeit seines Vaters, und sah



voraus, daß derselbe unwandelbar in seinem Entschlusse beharren würde: er versuchte daher nicht, ihn zu überreden; aber die Gründe von der den Abgeordneten gegebenen Antwort, wovon der alte mit ihm so vertraut umgehende Otto nicht das mindeste vorher gegen ihn geäußert hatte, diese Gründe wünschte er zu wissen.

„Vater“ sagte Heinrich am folgenden Morgen nach der Abreise der Abgeordneten: „Du weißt, ich kann mich nicht verstellen; und könnt ich dies auch, so hast du doch von jeher zu scharf in mein Innerstes geschaut, um es gegen dich zu können. Du mußt daher an meiner offenen Heiterkeit bemerkt haben, wie angenehm mir die Bothschaft der Abgeordneten war, und wirst also auch jetzt in meinem Gesichte meine Verwunderung über die ihnen gegebene Antwort lesen; denn es ist mir unbegreiflich, wie du einem so ehrenvollen Antrage nicht geneigtes Gehör geben konntest.“

Otto. Die Ursachen, warum du dies



so unbegreiflich findest, möchte ich schon von dir hören.

Heinrich. Du hast die Normänner besiegt, die alten Grenzen Deutschlands gegen sie wieder hergestellt, und dein Gebiet dadurch erweitert. Ich habe unter deiner Anführung und auf dein Geheiß gegen die benachbarten wendischen Völker gekämpft, und mit dem Verlust vieler braven Deutschen haben wir vom Feinde manchen Strich Landes erobert; du hast von dem unmündigen Ludwig mit der Stände Genehmigung Thüringen bekommen, und jetzt, da die gesammten Deutschen Fürsten und Stände dich zu ihrem König wählen, einmüthig dich zu ihrem Oberhaupte machen wollen, da du ohne Streit, ohne Kampf, ungleich mehr erlangen kannst, als wir beide durch so manche Schlacht, durch so viel vergossenes Blut, erkämpft und gewonnen haben, jetzt scheinst du auf einmahl so gesättigt zu seyn, daß du nichts mehr magst. Eine unbedeutende Unpäßlichkeit scheint dir den Besitz des



Mehrern, selbst eines ganzen Reichs auf einmahl zum Ekel zu machen; denn wie lange ist es, als wir noch vor kurzem unsere Gränzen gegen die Daleminzier \*) weiter rückten?

Otto. Die Fälle, mein lieber Heinrich, welche du anführst, sind von dem gegenwärtigen ganz und gar verschieden. Gegen Normänner und Wenden, als angreifende Feinde, haben wir unser Eigenthum vertheidigt, und durch Erweiterung unseres Gebiets uns so wie Deutschland mehr zu sichern gesucht. Ich nahm von Ludwig Thüringen an, um dadurch noch mehr im Stande seyn zu können, unseren Feinden die Spitze zu bieten. Kannst du wohl sagen, daß ich jemahls unnöthiger Weise eine Fehde angefangen, oder aus einem andern Grunde als dem eben gedachten das Schwert ergriffen hätte?

Heinrich. Das kann ich freilich nicht.

Otto. Nun, lieber Heinrich, eben der

---

\*) Wohnten im jetzigen Meissen.



Grund, welcher mich gegen die Normänner und Wenden so handeln lies, nämlich, mein Eigenthum und Deutschlands Ruhe zu sichern, läßt mich auch jetzt so handeln, wie ich gehandelt habe, und stimmt mich, den Antrag der Deutschen Stände, ihr König zu werden, nicht anzunehmen. Denn — doch zuvor noch eine Frage, mein Sohn: was für ein Beweggrund treibt dich vorzüglich an, zu wünschen, daß ich den Antrag annehmen möchte? Sage mir aufrichtig, wünschest du es wohl mehr um meinet- oder mehr um deinetwillen?

Heinrich. — Um unser Beider willen. Zweifelst du, daß ich dich nicht über alles, nicht wie mich selbst liebe?

Otto. Du liebst mich, wie ein Sohn seinen Vater lieben kann. Ich liebe dich aber noch mehr. Die Liebe der Aeltern zu den Kindern, mein lieber Heinrich, ist größer als die Liebe der Kinder zu den Aeltern. Jene ist Trieb der Natur, diese meist eine Wirkung der Erziehung, ein Gefühl der Dank-



barkeit wegen genossener Wohlthaten; Naturtriebe würden stärker, als bloße Gefühle der Dankbarkeit. Spüre den geheimen Quellen deiner Wünsche nach, ob sie nicht aus Ehrbegierde, und aus der dunkeln schmeichelhaften Hoffnung entspringen, mir nach meinem Hinweggange aus diesem Leben im Königthum zu folgen. —

Heinrich. Ich leugne nicht, daß zuweilen solche Traumbilder, doch aber nur im schnell vorbei eilenden Fluge und in dunkler Ferne meiner Fantasie vorschwebten.

Otto. Mögen sie auch noch so schnell vorbei geeilt seyn, so glaube mir, sie sind es, die deine Wünsche nähren. Auch sehe ich darin nichts tadelhaftes. Aber sag' lieber Heinrich, wenn du vom Vogelfange zurückkehrend deine Lieblingsgerichte, frische Lerchen oder Krammetsvögel, aufgetragen findest, würden dir die Lerchen oder Krammetsvögel aus einer Schüssel, worin tausende vorhanden wären, besser schmecken als aus einer Schüssel, welche nicht mehrere ent-



hielte, als du und deine Gesellschaft verzehren könntest.

Heinrich (lächelnd.) Das möchte nun wohl einerlei seyn. Ja die Vielheit könnte machen, daß ich wohl etwas zu viel ässe, mir den Magen verdürbe, und mich also bei der Menge am wenigsten behaglich befände.

Otto. Auch würde dir wohl ein Glas alter Rheinwein aus einem Keller, worin nur ein Stückfafs vorhanden wäre, besser schmecken, als ein Glas junger Wein aus einem Keller, worin tausend Stückfässer lägen.

Heinrich. Ohnstreitig.

Otto. Und so ists mit allen Dingen. Siehst du, daß ich mich besser befinde, und glücklicher bin, seitdem ich außer meinen Erbgütern auch noch Thüringen besitze? Hat sich nicht vielmehr seit der Zeit die Last meiner Pflichten und meiner Sorgen vermehrt? Denke nicht wie jener heidnische König Pyrrhus von Epirus, sondern vielmehr wie sein weiser Geheimerrath Kyneas.

Heinrich. Und wie dachten diese beide?



Otto. Bei dem Antrage der Abgeordneten der Deutschen Stände fiel mir dies Geschichtchen ein, das mir in meiner Jugend ein gelehrter Bischof erzählte: und ich freue mich, durch mein Beispiel die Wahrheit der Lehre des Kyneas dir bestätigen zu können. —

Pyrrhus, ein weitläufiger Verwandter des berühmten Weltverwüsters Alexanders, aufgewachsen im Waffengetümmel bei den nach Alexanders Tode mit einander Krieg führenden Feldherrn jenes Zerstörers des Persischen Reichs, fand den Gedanken äußerst behaglich, eben das in der westlichen Welt zu werden, was jener Eroberer in der morgenländischen gewesen war: doch wollte er sich nicht, wie Alexander, zuletzt zügellosen Lüsten überlassen. Er hatte sich einen Plan entworfen, und legte diesen seinem Geheimenrathe vor:

„Wir wollen uns nicht länger in Macedonien, und in dem übrigen Griechenlande herumbalgen, sagte er: mögen Alexanders Feldherrn sich einander erst müde machen,



wir wollen zu einem leichtern Stück Arbeit schreiten, und das feste Land von Italien in Besitz nehmen.“

Und alsdann? fragte Kyneas:

„Dann will ich Sicilien und die andern Inseln wegnehmen.“

Und dann?

„Hierauf will ich nach Afrika gehen, die ganze Küste am Mittelländischen Meere erobern, dann nach Griechenland zurückkehren und auch dieses nebst Macedonien besiegen.“

Und was bist du alsdann willens?

„Dann will ich mich zur Ruhe begeben, will meine Tage in Froheit und Frölichkeit genießen, und recht zufrieden und glücklich mein Leben vollenden.“ —

Wenn das deine letzte Absicht ist, antwortete Kyneas, so hast du gar nicht nöthig, aus Epirus zu gehen. Sorge nur für dein und deiner Unterthanen Wohl, meide alle unnütze Händel, mische dich nicht in unnöthige Dinge, und sey dabei gerüstet, jeden



angreifenden Feind muthig zurückzuweisen, so wirst du geliebt und geschätzt glücklich deine Tage vollenden. —

Aber Pyrrhus folgte dem Rathe des Kyneas nicht. Er griff freie Völker an, und freie Völker fechten mit mehrerm Muthe wie besoldete Miethlinge. Ob er gleich ein erfahrner Held und Anführer versuchter Truppen war, so konnte seine Kriegskunst gegen die Tapferkeit der Römer, die der Tirannei ewige Feindschaft geschworen hatten, nichts ausrichten, und er verlorh zuletzt noch das Leben durch einen Stein, den eine Frau von der Mauer einer von ihm belagerten Stadt herabschleuderte. — Wie weit glücklicher würde er gewesen seyn, wenn er dem Rathe des Kyneas gefolgt wäre! — Deutschland zu regieren, Heinrich, ist schwer. Es ist eine häkliche Sache, das Oberhaupt von Fürsten und mächtigen, unter einander und selbst auf ihr Oberhaupt eifersüchtigen, Herren zu seyn, denen es nicht um das Wohl des Ganzen, sondern nur um ihr eignes Selbst, um



ihre eigene Gröfse zu thun ist. — Beherrzige dies für jetzt, mein Sohn, ein ander Mahl mehr davon. —

Als die Abgeordneten in Worms ankamen, und die Nachricht überbrachten, daß Otto die Krone ausgeschlagen hatte, herrschte eine fast allgemeine Betrübniß. Die Achtung, welche alle vor ihm hegten, stieg nun noch höher. Nur einige Wenige, denen die Eigenliebe zuflüsterte, daß die Wahl vielleicht auf sie fallen könnte, waren im Herzen weniger traurig, als sie es äußerlich zu seyn schienen: und ihre Anhänger, kleindenkende Seelen, welche durch sie ihr Glück zu machen hofften, hätten gern den Argwohn erregt, Otto habe, als ein erfahrener schlauer Graukopf, absichtlich die Krone nicht angenommen. Es könne wohl wahr seyn, daß sein Alter oder seine dermahlige Unpäßlichkeit ihm kein langes Leben verspräche, aber er hoffe wahrscheinlich, durch seine großmüthig und ganz uneigennützig scheinende That seinen Sohn desto gewisser



auf dem Thron zu sehen. Durch Karls des Dicken Absetzung, durch Arnulfs und Ludwigs Wahl sey die Freiheit der Deutschen Königswahlen gegründet, und die Deutschen müsten, wie Otto recht gut einsähe, dadurch das sie für jetzt noch nicht bei einem Geschlechte blieben, diese Freiheit noch mehr zu befestigen suchen, und also, falls er bald stürbe, einen König aus einem andern Hause wählen. Heinrich sey jung, von fester dauerhafter Gesundheit, und könne daher durch eine lange Regierung es schon so einlenken, das man in Zukunft, wie bei den Karolingern, nur Könige aus seinem Geschlechte wählete, und das Deutsche Königthum in ein Erbreich verwandelte, wodurch die Freiheit der vielen Deutschen grossen Geschlechter nach und nach ganz aufhören müste, wie es geschehen seyn würde, wenn Karl des Grossen Nachkommen ihm nur einigermaassen ähnlich gewesen wären.

Otto's Denkart war indess zu allgemein bekannt, als das sie es gewagt hätten, mit



solchen Aeufserungen laut und öffentlich hervortreten. Nur leise und unbemerkt liefsen sie zuweilen ein Wörtchen entschlüpfen, das solche Ahndungen verrieth, um dadurch ähnliche Ahndungen bei andern zu erwecken. Bei einzelnen, die auf Otto's Macht schon lange eifersüchtig waren, mochte dies Mittel auch wohl etwas wirken, aber der grösste Theil achtete nicht darauf. Sehr schnell war der Schluss gefasst, daß der Mann, der durch seine grossen Thaten und ehrwürdigen Gesinnungen vor allen verdient hätte, Deutschlands König zu seyn, der Deutschland und die sämtlichen Fürsten desselben aus langer Erfahrung am besten kenne, ihnen auch am besten würde rathen können, wen sie an seiner Stelle wählen sollten.

Seine Neider waren hiemit ebenfalls sehr zufrieden; sie hielten dies für die beste Falle, worin die versteckten Gesinnungen seines Herzens sich fangen würden; denn nun müsse sichs offenbar zeigen, ob sein geheimer Wunsch nicht gewesen wäre, seinen Sohn



Heinrich, statt seiner gewählt zu sehen, indem er durch denselben eben so gut regieren könne, als ob er selbst König wäre.

Die neuen Abgeordneten erschienen vor Otto, und überbrachten ihm den Wunsch der Stände, von ihm zu vernehmen, welchen unter den Deutschen Fürsten er für den tüchtigsten hielte, dem Reiche als Oberhaupt vorzustehen.

„Ich kenne manchen edlen Deutschen“ war seine Antwort: „der wegen seiner biedern Eigenschaften des Throns würdig wäre; aber Deutschland braucht auch einen Krieger, einen erprobten Feldherrn, einen raschen thätigen Mann. Ich schlage daher Konraden von Franken vor, der, meinem Urtheile nach, die Eigenschaften eines biedern edlen Deutschen, eines tapfern Kriegers, in sich vereinigt. Diese meine Antwort überbringt den Fürsten, Bischöfen und übrigen Ständen zugleich mit meinem Danke für das neue mir geschenkte Zutrauen, und die Ehre, welche Sie mir erzeigen, daß Sie bei dieser so wich-



tigen Sache meinem Urtheile einen so hohen Werth beilegen.“ —

Konrad war wirklich ein verdienstvoller Mann; aber daß Otto ihn vorgeschlagen hatte, darüber wunderten sich alle, das prägte allen tiefe Ehrfurcht ein, das machte jene klein denkende, Argwohn brütende, Seelen verstummten.

„Konraden von Franken hat mein Vater vorgeschlagen!“ rief Heinrich staunend: „Konraden von Franken!“ wiederholte sein Mund.

Was war die Ursache, welche Heinrichen und andere staunen machte, daß Otto Konraden vorschlug? — Laßt uns einen Blick auf die oben erwähnte Fehde zwischen den mächtigsten und angesehensten Geschlechtern in Franken zurückwerfen.

Herzog Heinrich von Franken hatte Otto des Erlauchten Tochter B a b a zur Gemahlin, und mit ihr obengedachte drei Söhne Albert, Adelhard und Heinrich. Der letztere blieb in dem Treffen (im J. 902.)



in welchem der zweite Bruder Adelhard gefangen, und nachher von dem Bischof Rudolf von Würzburg hingerichtet wurde. Der älteste Albert gerieth durch Hatto's Verrätherei in die Hände des Königs Ludewig und wurde schändlich zum Tode verurtheilt. —

Von der Baba erhielt die Burg Babenberg, jetzt Bamberg ihren Namen. Des Grafen Werinhard's Söhne, mit welchen diese Babenbergischen oder Bambergischen Grafen Zwist und Krieg hatten, waren Konrad, der zum Herzog von Thüringen ernannt wurde, aber selbst diese Stelle niederlegte, und in einer wegen dieser Fehde vorgefallenen Schlacht sein Leben verlor: ferner Gebhard, ein hitziger Kopf, auf dessen Anstiften Adelhard vom Bischof Rudolf hingerichtet wurde, und der in dem Kriege mit den Hungarn umkam; Rudolf Bischof von Würzburg, der eigentliche Hauptanstifter jener Fehde, den Albert aus dem Bisthum jagte; und endlich Eberhard, der in einer Schlacht wider Albert und dessen Bruder getödtet wurde.



Des ältesten Konrads Sohn war unser Konrad, der die meisten liegenden Güter und Besitzungen seiner Oheime erbte, und auch einen ansehnlichen Theil von den Besitzungen des geächteten und enthaupteten Alberts erhielt. Er führte nach Alberts Tode, woran er keinen Theil hatte, Ludwigs und der vereinigten Stände Heer gegen die Anhänger Alberts, vorzüglich gegen einige Lothringische Grafen, endigte die Fehde mit vielem Muthe, und zeigte sich in dem Kriege mit den Hungarn als einen geschickten Feldherrn, und erhielt kurz vor Ludwigs Tode den Titel und die Würde eines Herzogs von Franken.

Als ein Zweig aus dem Geschlechte, das den Söhnen der Baba, Tochter Otto's des Erlauchten, den Untergang bereitet hatte, hielt man Otto für keinen Freund Konrads, und Heinrich gerieth wie andere in kein geringes Erstaunen, als sein Vater den Abgeordneten Konraden zum König vorschlug, und ihn als den tüchtigsten zu dieser Würde erkannte.



„Ich weis nicht, wie du es hast über dein Herz bringen können“ sagte er zu Otto: „diesen Mann den Deutschen Ständen vorzuschlagen.“

„Glaubst du, daß er es nicht verdient?“ erwiderte Otto.

Heinrich. Das kann ich nicht sagen. Ich weis bis jetzt keine Handlung, die gegen ihn zeugte: aber das weis ich, daß er aus dem Geschlechte ist, das meiner Schwester Baba Söhnen Unglück und schmälichen Tod brachte.

Otto. Wie kann das ein Grund werden, seine Verdienste nicht anzuerkennen, und ihn bloß darum nicht zu einer Stelle vorzuschlagen, zu welcher er unter allen am tüchtigsten ist.

Heinrich. Einen deutlichen Grund kann ich freilich nicht angeben, aber es ist, als ob mein Herz mir immer zuruft, es sey unmöglich, daß Konrad eben so gegen dich und dein Haus gesinnet seyn könne, wie du



gegen ihn bist. Ich bewundere dich, Vater, daß du im Stande bist, so zu handeln, und durch keine Familien - Verhältnisse dich bewegen lässest, in dem, was du für recht und gut anerkannt hast, anders zu handeln. — Gebe der Himmel nur, daß Konrad den Werth deiner Gesinnungen gegen ihn ganz fühlt.

Otto. Das wird er, Heinrich. Ich traue es ihm zu, daß er, wie ich, jederzeit das Verdienst anerkennen und an jedem Manne schätzen wird, ohne sich darnm zu bekümmern, ob dieser Mann, oder dessen Verwandte mit seinen eignen Verwandten einmahl einen Zwist gehabt haben. Deutschland braucht Ruhe und Friede. Einigkeit muß unter den Fürsten und Ständen herrschen, wenn es Feinden, wie die Hungarn sind, gewachsen seyn will. Bin ich Konrads Freund, und stehe ihm mit meiner ganzen Macht bey, wer wird in Deutschland es wagen, Unfrieden zu stiften und Fehden zu beginnen?

Heinrich. Gewiß Niemand. Nur



ein Unbesonnener könnte es, und das blos zu seinem Verderben.

Otto. Laß also auch seyn, Konrad habe bisher nicht so gegen mich gedacht, wie ich gegen ihn. Müste er nicht der undankbarste Mensch in der Welt seyn, wenn er jetzt nicht mein Freund seyn wollte? Wird er nicht durch die Lage der Dinge selbst gelehrt, es zu seyn! wehe ihm, wenn er anders dächte. Verachtung aller Menschen würde sein Loos seyn, Unheil und Unglück ihn verfolgen, wagte er es ein einzig Mahl, feindselig gegen mich zu handeln.

Heinrich. Das wird er gegen dich nicht. Er wird vielmehr schon aus Klugheit dein Freund seyn. Wird er es aber, wenn ich dich überlebe, noch gegen deinen Sohn bleiben?

Otto. Handle stets so, wie du bisher gehandelt hast. Sachsen und Thüringer lieben dich. Sie werden dein, so wie du, ihr Schutz seyn. Habe nie bloß deinen eignen Vortheil vor Augen, sondern sieh' immer



dabei aufs Beste des Ganzen. Das allgemeine Beste schließt dein eignes mit in sich, und dies erfordert, stets rechtschaffen zu handeln. Es ist ein fürchterlicher, Menschen vertilgender, Unglück bringender Grundsatz, „die Staatsklugheit erlaube, von dem geraden Wege des Rechts und der Tugendlehre bisweilen abzugehen.“ Es ist die größte Staatsklugheit, unwandelbar bieder zu handeln, und die Welt so davon zu überzeugen, daß sie bei jedem vorkommenden Falle bestimmt und entscheidend wissen kann, wie wir handeln werden, wenn nämlich der Fall so beschaffen ist, daß Recht und Billigkeit zu dieser Bestimmung als Maßstab gebraucht werden können. — Ich bin überzeugt, daß Deutschlands gegenwärtige Lage es erfordert, daß der Einklang zweier Häuser, wie Konrads Haus und das Meinige, ganz Deutschland in guter Einstimmung erhalte: und um dies zu bewirken entsagte ich dem Deutschen Throne, und helfe Konraden, ihn zu besteigen. —



Auch trat, so lange Otto lebte, kein Fall ein, wo nicht der Erfolg bewies, daß Otto sich nicht getäuscht hatte. Kein Fürst oder Graf wagte es, Unruhen zu erregen, weil Konrads und Otto's vereinte Macht sie sogleich würde zu Boden geworfen haben. Konrad unternahm nichts ohne Otto's Rath, und des letztern Ansehn war so groß, daß die Schriftsteller dieser Zeiten sich Ausdrücke bedienen, die zu der Misdeutung Anlaß gegeben haben, daß Konrad zwar wohl den Namen eines Königs, doch Otto die wirkliche Macht gehabt habe.

Aber Otto lebte nicht lange mehr, und Deutschland sollte ihn schon in dem folgenden Jahre (912) nach Konrads Gelangung zur Krone verlihren. Er hatte Heinrichen bisher scharf beobachtet, und schien in dessen Seele einigen Mismuth zu bemerken, wovon er, außer dem schon obgedachten Grunde, Heinrichs Ehrgeitz als eine wichtige Mitursache hielt.

Otto befürchtete Folgen hievon, und wollte diesen vorbeugen. Heinrichs Wohl



lag ihm wie das Wohl Deutschlands am Herzen. Er wuste, Heinrich war fromm, besaß außer dem tapfersten Muth das biederste Herz, und brach nie sein gegebenes Wort. Dies letztere, und zwar ein feierliches Gelöbnis, wollte er von ihm haben, nie nach der Deutschen Krone zu streben: und hatte Heinrich ihm dies gegeben, so war er auch versichert, daß derselbe es halten würde.

Mehrere edle Sachsen besuchten ihn in seiner letztern Krankheit; diese versammelte er, wie er den Tod heranrücken sah, um sich, und lies Heinrichen, von ihnen umgeben, vor sein Sterbelager treten.

Er hielt eine Anrede an alle, und erweichte aller Herzen durch die rührendsten und zärtlichsten Aeußerungen seines sterbenden Herzens; dankte ihnen für alle erwiesene Dienste, dankte Heinrichen für alle die Freuden, die er durch seinen Gehorsam, durch seine Tugend und Rechtschaffenheit, durch seinen bewiesenen Muth in Vertheidigung des Vaterlandes bewiesen hätte, —



sagte allen, wie wohl ihm jetzt sey, und wie glücklich er sich schätze, daß er der Deutschen Krone entsagt habe, und daß der Erfolg davon auch von den wohlthätigsten Folgen gewesen sey.

„Wir haben oft, wenn wir von den Helden des Alterthums sprachen“ fuhr er fort, und wendete sich gegen Heinrich: „oft des Hamilkars und seines Sohns Hannibals \*) erwähnt, des größten Kriegers, den je die Welt gesehen. Hannibal war neun Jahr alt, als Hamilkar ihn zum Altar des Jupiters

---

\*) Ich kenne in der alten und neuern Geschichte keinen Krieger, den ich dem Hannibal gleich stellen könnte. Alle stehen ihm nach. Buonaparte siegte in zwei Feldzügen, Hannibal focht funfzehn Jahr in Italien, gegen den furchtbarsten Feind, gegen die tapfersten Soldaten, gegen versuchte Feldherrn, lieferte in jedem Feldzuge Schlachten, und verlor in funfzehn Jahren nicht eine. — Ich werde einen Versuch wagen, von diesem erstaunenden und unerschöpflichen Kopfe eine eigne Lebensbeschreibung zu liefern. Vielleicht ist Buonaparte ein eben so großes Genie, aber Hannibals Thaten überwiegen die seinigen bei weitem.



führte, und nach vollendetem Opfer ihn den Eid schwören lies, ewig ein Feind der Römer, der unversöhnbaren Feinde seines Vaterlandes zu seyn, und Hannibal hielt Wort. Und so mein Sohn“ hier ergriff er Heinrichs rechte Hand, und blickte ihn zärtlich an: „gelobe mir, bei der Gefahr die Deutschland von den Hungarn droht, gelobe mir in Gegenwart dieser edlen Sachsen, vor dem allmächtigen Gott, daß du beständig der Freund deines Vaterlandes seyn, und nie auf irgend eine Weise nach der Deutschen Krone streben willst.“

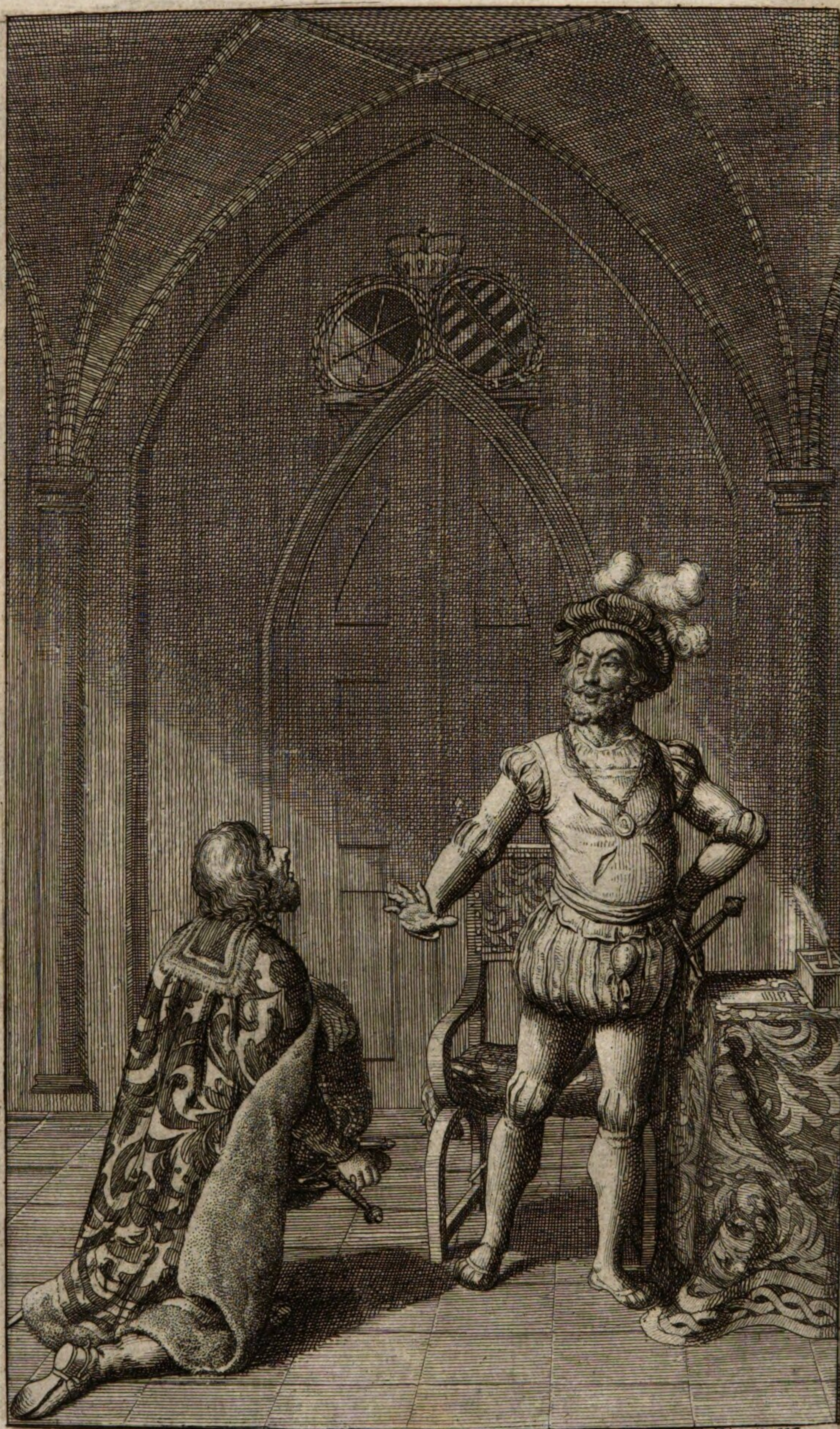
Eine Thräne zitterte in dem Auge des sterbenden Alten, Heinrich schwur: und Otto starb mit dem seligen Troste, für seines Vaterlandes Wohl in dem letzten Augenblicke seines Lebens gesorgt zu haben.

---











---

## Konrad der erste.

---

Otto's Hinscheiden bewies, was für Gewicht und Einfluß ein einziger Mann auf das Wohl vieler Völker haben kann. Sein Ansehn, und die allgemeine Achtung, worin er stand, hatte die gesamten Deutschen Fürsten in gehörigen Schranken gehalten, und Konrad wagte es auch nicht, irgend einen Versuch zu machen, der den Schein hatte, als ob er seine königliche Macht etwas zu erweitern Lust hätte. Mit Otto's Tode schwand aber die Ruhe auf einmahl.

Seine letzten Worte drangen zwar tief in Heinrichs Herz, und befestigten in ihm den längst gefaßten Vorsatz, die Freundschaft, welche sein Vater gegen Konrad ge-



habt hatte, fortzusetzen, und keine Veranlassung zu einem Zwiste zu geben, der für die Ruhe Deutschlands traurige Folgen haben könnte; befestigten aber auch zugleich in ihm den Entschluß, sich auf keine Art und Weise in seinen Rechten und Ansprüchen kränken zu lassen: denn er vermuthete, daß Konrad wohl Lust haben könnte, ihm Thüringen zu nehmen und es einem andern zu geben. Sein Argwohn war nicht ungegründet, sondern auf Kenntniß des menschlichen Herzens gebaut.

Ein Mann, wie sein Vater Otto, war eine Seltenheit der Natur; er konnte daher nicht erwarten, daß Konrad einen ähnlichen Grad von Uneigennützigkeit und Weisheit in Zukunft zeigen würde. Der Trieb der Freiheit artet bei Fürsten gar zu leicht in den Trieb aus, unumschränkt über andere zu herrschen. Selbst in den besten äußert sich ein Bestreben, ihre Macht zu erweitern und über andere auszudehnen. Es gehören glückliche Anlagen und viel Stärke des Gei-



stes dazu, im Gebrauch einer erlangten Gewalt nur von Billigkeit, Gerechtigkeit und nicht von der Aussicht erreichbarer Vortheile sich leiten zu lassen. Heinrich wuste aus eigener Erfahrung, wie manchen Kampf es ihm gekostet hatte, seine Triebe in dieser Hinsicht zu besiegen, er war sich bewußt, wie viel sein Vater zu dieser Besiegung beigetragen hatte, und traute Konraden nicht, ob er ihn gleich wegen mancher vortreflichen Eigenschaften sehr schätzte.

Konrad hatte auch in der That schon bei Otto's Lebzeiten den Plan gemacht, in Deutschland eben so, wie ehemals Karl der Große, zu regieren, und die Macht der Herzoge und Grafen bis auf denjenigen Grad zurückzuführen, den sie unter Karl'n gehabt hatten. Der Wunsch, Deutschlands Sicherheit und Wohl durch Beschränkung der Fehden, durch mehrere Vereinigung der gesamten Kraft auf diese Weise zu befördern, konnte eben so viel Antheil an diesem Plane haben, als der Trieb zu herrschen.



Allein Konrads Plan, so wohlthätig er auch, im Fall der Möglichkeit einer schnellen und leichten Ausführung vielleicht gewesen wäre, stand mit den wahren und scheinbaren Gerechtsamen, Ansprüchen und äussern Vortheilen, der Deutschen Großen eben so sehr im Widerspruch, als die ehemalige unbeschränkte Freiheit der Polnischen großen Landeigenthümer mit der Herrschaft der Russen und der übrigen Mächte, welche das Königreich unter sich theilten. Es war Heinrichen daher nicht übel zu nehmen, den Versuchen Konrads, ihm Thüringen und einen Theil von Sachsen zu entziehen, entgegen zu arbeiten. Kaum hatte er bestimmte und gewisse Nachricht von Konrads Absicht, so veranstaltete er einen Landtag, auf welchem die Sächsischen Grafen, Edlen, Prälaten, und andere große begüterte freie Eigenthümer sich versammelten, und stellte ihnen die Absicht des Königs vor.

„Schon mein Großvater Ludolf“ fieng er an: „wurde, da seine vielen Erbländer die



Königlichen und dem Staate zugehörigen Güter überall umgaben, Herzog und Kreisoberster von ganz Sachsen, weil auf diese Weise durch ihn und seine Nachkommen das Volk der edlen Sachsen am leichtesten und schnellsten vereinigt werden konnte, um sich gegen die benachbarten feindlichen Völker zu vertheidigen. Wie glücklich dadurch dieser Zweck erreicht worden, da ihr unter seiner und unter meines Vaters Anführung und Leitung, Normänner und Wenden besiegt habt, ist euch allen hinlänglich bekannt. In der nämlichen Absicht erhielt mein Vater auch noch Thüringen. Thüringer und Sachsen, schon von Natur mit einander verwandt, schmelzen täglich mehr in ein Volk zusammen. Auch diese Vereinigung ist schon von glücklichen Folgen gewesen, und wird immer nöthiger, da Deutschland von einem neuen, uns bisher unbekannten, rauhen und wilden Volke bedrohet wird, dessen Heere noch vor einigen Jahren Thüringens schöne Fluren verwüsteten.“



„Konrad will diese Vereinigung trennen. Ich bin ihm zu furchtbar, bin ihm ein Felsen, woran sein Plan, die Sachsen und Thüringer nach Karls des Großen Weise zu beherrschen, Gefahr läuft zu scheitern. Diesen Felsen will er fortschaffen. Mir liegt das Wohl der Sachsen und Thüringer so wie des gesamten Deutschlands am Herzen. Ich habe meinem Vater auf seinem Sterbebette im Beiseyn verschiedener Edlen, die hier mit gegenwärtig sind, versprochen, der Freund meines Vaterlandes zu seyn, und keine Veranlassung zu geben, den Frieden desselben zu stören. Aber eben dieses Gelöbnis verpflichtet mich auch, für meine und eure Gerechtsame zu sorgen, dafür zu sorgen, daß wir unsern Feinden stets gewachsen sind, und nicht durch unsere Schwäche ihnen zur Beute werden. Wie es Konrad mit mir zu machen hofft, so wird er es auch mit andern machen. Indefs will ich, wenn Thüringens Bewohner es wollen, wenn sie Ursache haben, mit mir unzufrieden zu seyn, wenn



sie unter dem neuen, von Konrad bestimmten, Herzoge Burkard glücklicher als unter meiner Regierung zu leben glauben, ihrem Lande entsagen. Alle meine Kräfte hingegen werde ich aufbiethen, daß euch nicht wider euren Willen ein anderer Herzog aufgedrungen werde.“

Einmüthig betheuerten alle Sächsischen und Thüringischen Stände, daß sie von keinem andern Herzog etwas wissen wollten. Es sey alte Deutsche Sitte, von einem herzoglichen Geschlechte nicht abzugehen, wenn nicht ganz besonders wichtige, gegründete, Ursachen vorhanden wären, auf welchen das Wohl des Ganzen beruhete. Es sey Sitte, daß der Sohn eines Herzogs und Grafen nicht von der Nachfolge in den väterlichen Aemtern ausgeschlossen würde. Nur einige Fränkische Könige und vorzüglich Karl der Große, hätten durch die Uebermacht ausgedehnter Besitzungen, diese Sitte abzuschaffen gesucht, damit sie und ihre Nachkommen desto willkührlicher und unumschränkt-



ter herrschen könnten. Konrad habe nicht das Recht, ihnen einen andern Herzog aufzudringen, als welchen sie haben wollten; sie würden daher Heinrichen mit vereinten Kräften gegen gewaltsame Angriffe schützen, wenn Konrad es wagen würde, seine Absichten durchzusetzen.

Heinrich dankte ihnen für ihre Zuneigung, und den Beistand, den sie, ihm zu leisten, sich erbothen.

„Vorerst“ sagte er: „will ich aus Liebe zum Frieden alle gütliche Mittel versuchen, ob wir den König umstimmen können. Ich will in Vereinigung mit euch ihn durch Botschafter ersuchen, alles in der alten Ordnung zu lassen; will ihm die festeste Versicherung geben, daß ich mit euch ihm zu allen Zeiten das seyn würde, was mein Vater und ihr ihm gewesen seyd; und ich will nichts unterlassen, wodurch man mir einen selbst scheinbaren Vorwurf machen könnte, die Ruhe und das Wohl des Vaterlandes durch Eigensinn aufs Spiel gesetzt zu haben.“



Heinrichs Mäßigkeit erhielt den Beifall der Sachsen und Thüringer. Ihre Achtung und Liebe zu ihm stieg dadurch noch höher. Drei Botschafter, einer von Heinrich, die beiden andern von den Sächsischen und Thüringischen Ständen, reiseten zum König.

Konrad fürchtete bei solcher Einigkeit dieser beiden Völker Heinrichs Macht, und hielt es für schwer, ihm Thüringen und einen Theil Sachsens zu entziehen. Er setzte daher Heinrichs gütlichem Ersuchen die freundschaftlichsten Aeufferungen entgegen, und folgte hiebei den Rathgebungen Hatto's Bischofs von Mainz, jenes ränkevollen Priesters, der uns durch die an Heinrichs Vettern, dem Bambergischen Grafen Albert, ausgeübte Verrätherei schon hinlänglich bekannt ist. Priester waren damals die einzige Klasse von Menschen, die sich durch einige gelehrte Kenntnisse und Wissenschaften auszeichneten, sie waren die Erzieher und Lehrer der Großen und Vornehmen, wie des Mittelstandes, und vertraten bei vielen Fürsten nicht nur



die Stellen der Beichtväter, sondern auch der ersten Rathgeber und Geheimen Rätthe: und der schlaue Bischof von Mainz, der schon bei Arnulf so viel gegolten, und Ludwigs Vormund gewesen war, hatte sich auch in Konrads Gunst so einzuschmiegen gewußt, daß man von ihm sagte, er sey des Königs Herz.

Hatto wuste, wie Heinrich von ihm dachte, denn durch seine überall zerstreuten geistlichen Spione zog er von allen Orten Kundschaft ein. Er durchschaute die Schwierigkeiten, Heinrichen auch nur einen geringen Theil von Thüringen oder Sachsen zu entziehen, und rieth dem König, den Weg der Güte einzuschlagen, sich als Heinrichs wärmsten Freund zu zeigen, und ihm die freundschaftlichsten Versprechungen thun zu lassen: denn er möchte bedenken, was ehemals dem Werinharischen Hause und dem Könige Ludwig Albert von Bamberg zu schaffen gemacht hätte, der doch Heinrichen an Macht bei weitem nicht gleich gekommen wäre. Außerdem steckten in Heinrichen



mehrere Alberte. Heinrich sey ein Oheim des hingerichteten Alberts, der bei dieses Grafen Schicksale nicht so kaltblütig geblieben wäre, als der alte Otto; er sey ein gegen das Werinharische Haus feindlich gesinnter, und ein äußerst gefährlicher Mann. Es müssten gegen ihn alle mögliche Künste angewendet werden, und Konrad möchte ihn durch glänzende Hoffnungen, und durch die freundschaftlichsten Versicherungen zu beruhigen suchen. Er Hatto wolle selbst ebenfalls nöthige Anstalten treffen, daß Konrad in kurzem keine Ursache mehr haben sollte, sich vor diesem Manne zu fürchten.

Heinrichs und seiner Stände Bothschafter wurden durch Hatto's Schlaueit von einer Zeit zur andern hingehalten, und endlich mit der Antwort entlassen, daß der König selbst wegen der zwistigen Sache Gesandte an Heinrichen schicken wolle, um solche auf eine freundschaftliche Weise zu beendigen.

Des Königs Gesandte kamen an Hein-



richs Hofe an, und machten im Namen des Königs die süßesten Versprechungen, daß der König dem Herzoge in allem gern beförderlich seyn, und ihm das Herzogthum Thüringen, wie einen Theil von Sachsen, auf eine andere Art hinlänglich vergüten wolle. Der König habe Thüringen Burkhard, einem Verwandten des in dem Hungarischen Kriege erschlagenen Herzog Burkhard verprochen, und halte es für äußerst billig, einem Verwandten des für das Vaterland gebliebenen Thüringischen Herzogs, dies Herzogthum wiederzugeben.

Heinrich zog bei Konrads Vorschlägen die Edlen der Sachsen und Thüringer zu Rathe, und versicherte sie, daß ihm ihr Wohl einzig und allein am Herzen läge. Mit ihrer Einwilligung würde er des Königs Vorschläge annehmen, ohne ihren Willen aber auch sie nicht verlassen, und wenn er doppelt so viel dadurch zu gewinnen wüste. —

Das Zutrauen und die Liebe, die er bei dieser Gelegenheit zeigte, nahm Sachsen und



Thüringer so für ihn ein, daß sie sämtlich bis auf den letzten Hauch ihres Lebens für ihn zu kämpfen versprachen.

Dietmar, ein Sächsischer Graf, und Heinrichs Vertrauter, behauptete, alle freundschaftliche Versprechungen des Königs hätten nichts als Verstellung zum Grunde, und hätte Konrad nur jetzt erst seinen Zweck erreicht, so würde in Zukunft an gar keine Vergütung mehr gedacht werden. Fände der König für gut, Burkhard, der sein Vetter sey, etwas zu geben, so könne er ihm ja andere Kammergüter geben, nur nicht Thüringen, oder einen Theil von Sachsen.

Heinrich antwortete daher, nach wiederholter Erforschung der Gesinnungen seiner Stände, den Gesandten des Königs aufs verbindlichste; gab ihnen die festesten Versicherungen von seiner Treue und Freundschaft, und fügte dann hinzu, „er würde die Sachsen und Thüringer vor den Kopf stoßen und sie aufs höchste beleidigen, wenn er diese Völker, die ihn so liebten und schätz-



ten, wider ihren Willen verlassen, sie als ein Gehege Wildpret betrachten, und sie gegen ein anderes Gehege umtauschen wollte. Er hoffe daher von des Königs edlen Gesinnungen, daß ihn diese Antwort hinlänglich befriedigen würde. Was der König ihm zum Gegenwicht für Thüringen und einen Theil von Sachsen in die Waagschale legen wollte, möchte er nur dem Burkhard geben, und es würde ihm sogar eine Freude machen, wenn es mehr betrüge, als was Thüringen und der demselben bestimmte Theil von Sachsen ausmachte.“

Die Gesandten, von Hatto gehörig unterrichtet und auf jede Antwort gefaßt, erwiderten:

„Daß sie gar nicht an glücklicher Beilegung dieses Mißverständnisses zweifelten, da sie von des Königs gnädigen und freundschaftlichen Gesinnungen gegen den Herzog vollkommen überzeugt wären. Der König schätze und ehre den Herzog als den Sohn seines ehemaligen wärmsten Freundes Otto,



und würde gegen den Herzog die nämliche Freundschaft fortsetzen, so wie er solche von diesem ebenfalls erwarte. Da die gesammten Sächsischen und Thüringischen Stände so einmüthig für Herzog Heinrich stimmten, so würde der König um so eher geneigt seyn, des Herzogs Wünschen gnädigst zu willfahren. Indessen würde es wohlgethan seyn, wenn der Herzog mit dem Könige deshalb selbst sich bespräche, welches jetzt am besten geschehen könne, da sie den Auftrag hätten, ihn zu einem grossen Feste, das der König einigen Fürsten, Grafen und Edlen in vierzehn Tagen geben wolle, feierlich einzuladen. Der König hoffe, daß der Herzog die Freude dieses Festes durch seine Gegenwart vermehren würde.“

Heinrich antwortete: „daß er mit seinen Ständen nochmals Rücksprache nehmen, und wenn es mit deren Genehmigung geschähe, gern zu der Freude des Festes etwas beitragen wolle, indem er für seine Person mit Vergnügen jede Gelegenheit ergreifen



würde, dem Könige seine Achtung und Ergebenheit zu bezeugen.“

Nun besprach Heinrich sich mit mehreren seiner Edlen. Gern wäre er bei dem Feste gewesen, das er als eine Gelegenheit ansah, seine wahren freundschaftlichen Gesinnungen dem Könige persönlich zu bezeugen, ihm alle Furcht zu benehmen, und ihn mündlich zu versichern, daß er gegen ihn zu jeder Zeit zu Erhaltung der Ruhe und des Wohls von Deutschland, eben so wie Otto, handeln würde. Heinrich glaubte nämlich überzeugt zu seyn, daß Konrad nur aus Furcht angetrieben würde, Thüringen und einen Theil von Sachsen einem andern Herzoge zu geben. —

Sein Wunsch, bei dem Feste zu seyn, war indess immer mit einem dunklen Gefühle von abschreckenden Bedenklichkeiten begleitet, ohne daß er sie deutlich angeben konnte. Manche seiner Freunde riethen ihm hinzugehen, andere riethen ihm wieder ab, und unter diesen vorzüglich Dietmar.



„Ich hätte nicht sehr viel dagegen“ sagte der Graf: „wenn nicht Hatto Konrads Herz und vertrauter Geheimerrath wäre. Diesem Pfaffen trau' ich nicht. Wo er ist, kann nichts gutes zu Stande kommen. Je älter er wird, je ränkevoller ist er. Es sollte Konraden übel bekommen, wenn er was böses gegen dich im Sinn hätte, oder von Hatto verführt würde, dich gefangen zu halten. Wenn aber auch Konrad und alle seine Freunde darüber am Ende zu Grunde gien- gen, so wäre dir doch dadurch nicht geholfen. Ich kann zwar selbst nicht begreifen, unter welchem Vorwande er jetzt dir etwas Leides zufügen könnte; aber Gewalt geht vor Recht, und ich denke, es ist besser, du bleibst hier bei deinen Freunden. Alsdann bist du aufser Gefahr. Setze daher Hatto's List eine andere entgegen, versprich den Gesandten, dafs du kommen wolltest, stelle ihnen zu Ehren noch eine Jagd an, und thue dann, als ob du vom Pferde stürztest, und dadurch plötzlich unfähig wärest, bei dem Feste zu erscheinen.“



Heinrich schwankte noch hin und her, was er thun sollte: er war früh Morgens mit Dietmar und einigen auf die Jagd geritten, als einer von seinen Hofleuten einher sprengte, und ihm sagte, es sey vor ein Paar Minuten ein Fremder angekommen, welcher durch einen übermäßigen Ritt im Schlosse liegen geblieben wäre, und darauf bestünde, den Herzog augenblicklich zu sprechen, weil er ihm Sachen von der äußersten Wichtigkeit zu entdecken habe. Heinrich ritt mit Dietmar und den übrigen zurück, und fand den Fremden, der etwas ausgeruhet hatte, noch matt und kraftlos.

„Wer bist du, mein Freund“ sagte Heinrich: „und woher kömmt du so eilend, daß du auf deiner Reise dir nicht Zeit genommen hast, gemächlich zu reiten, sondern dich auf Kosten deiner Gesundheit mehr angestrengt hast, als deine Kräfte erlauben.“

„Ich bin ein Künstler aus Mainz“ antwortete er: „ein Gold- und Silberarbeiter,



heisse Gundrich, und bin dir vielleicht durch manche Kunstwerke bekannt.“

Heinrich. Der Name ist mir nicht fremd. Ich habe von meinem Vater noch einen Becher, den er mir einmal zum Christ-Geschenke gab, auf welchem der Name Gundrich aus Mainz eingegraben ist. Wenn man den Becher voll Wein giefst, und ihn in die Hand nimmt, so schwindet mittelst eines geringen Drucks an einer Feder der Wein aus dem Becher, und er füllt sich wieder mittelst eines Drucks an einer andern Feder. Dieser Becher hat mir manchen Spafs gemacht.

Gundrich. Auch die Jahrzahl muß daran stehen. Ich hatte den Becher in dem ersten Jahre nach Arnulfs Tode gemacht, als dein erlauchter Vater Vormund des jungen Ludwigs wurde, und auf einer Reise durch Mainz mir die Ehre erwies, meine verfertigten Arbeiten anzusehen, und dann den erwähnten Becher mir abkaufte.

Heinrich. Du hast ganz recht; und es freut mich, den Verfertiger, dessen Ge-



schicklichkeit mir mein Vater so sehr rühmte, jetzt persönlich kennen zu lernen. — Welcher treibende Beweggrund hat dich aber deine Reise zu mir in solcher Eil machen lassen.

Gundrich. Die Besorgniß, daß ich bei späterer Ankunft dich nicht mehr antreffen würde, daß du schon zum König abgereiset wärst; und daß in diesem Fall alle meine Versuche zu dir zu kommen, und mit dir zu sprechen vergeblich oder zu spät seyn möchten.

Heinrich. Du machst mich in der That auf das, was du mir eigentlich zu sagen hast, sehr neugierig.

Dietmar. Vielleicht enthüllen sich nun, Theurer Herzog, die Ahndungen, welche mir nichts gutes verkündigten, und mich unablässig antrieben, dich von der Reise zu dem festlichen Gastgebote abzuhalten.

Gundrich. Ja ich will sie enthüllen diese Ahndungen: und gelobt sey Gott, daß er mich zum Werkzeug erkohr, den Vorhang



vor einem Verbrechen wegzureißen, das dem Sohne des erlauchten Otto ein trauriges Schicksal bereiten sollte. — Ich bitte dich also, Gnädiger Herzog, meiner Erzählung geneigtes Gehör zu geben; für die Wahrheit derselben stehe ich mit meinem Leben, und bleibe als Bürge in deiner Gewalt.

Heinrich. Dein ehrliches Gesicht, und der Zustand, in welchem du dich befindest, bürgt mir hinlänglich für die Wahrheit dessen, was du mir zu sagen hast. Ich bin begierig deine Erzählung zu hören.

Gundrich. Vor drei Monaten lies Bischof Hatto mich zu sich rufen, und fragte mich, ob ich wohl im Stande sey, ein goldenes Halsband zu verfertigen, das mit solchen Federn versehen wäre, die beim Zuschließen des Halsbandes sogleich losspringen, und den Hals dessen, der es sich umlegte, so knebelte, daß er dadurch erdrosselt würde, oder daß man ihn ohne weitere Waffe beim Ummachen desselben leicht erdrosseln könnte? Ich antwortete ihm: daß ich mir wohl ge-



trauete, ein solches Halsband zu verfertigen, bat aber doch zugleich um die Erlaubniß der Frage, ob das Halsband zu einem wirklichen Gebrauch, oder zu Aufbewahrung als Seltenheit bestimmt wäre.

„Zum wirklichen Gebrauch“ erwiederte der Bischof: „die Hungarn bedrohen Deutschland mit einem neuen Einfalle. Du weißt, was für schreckliche Feinde sie sind. Ein einziger von ihren Anführern ist der Haupturheber ihrer unaufhörlichen Einbrüche in Deutschland und Italien. Wir wollen ihn durch Geschenke abzuhalten suchen, und ihm unter andern ein solches goldenes Halsband senden. Wir haben auch schon eine gläubige Seele von einem treuen und braven Menschen, der es ihm umbinden will. Gegen Ungläubige und Feinde des christlichen Namens ist alles erlaubt, und was außerdem Treulosigkeit seyn würde, ist in solchem Falle ein gutes Werk. Es ist besser, daß einer umkommt, als tausende, wenn durch eines Tod tausende gerettet werden können.“



„Ja, ja“ war meine Antwort: „ich erinnere mich dieses Gemeinspruchs, als Albert von Bamberg hingerichtet wurde, denn man vertheidigte seinen Tod auch mit diesem Spruche.“ \*) „Und das mit Recht“ entgegnete Hatto, wobei ihm aber doch, so ein alter Sünder er auch ist, eine kleine, obgleich schnell vorübergehende, Röthe ins Gesicht stieg. Zugleich nahm er mich aufs Korn, ob diese Anspielung wohl aus Herzenseinfalt flösse, oder ob ich wohl eine kleine hämische Absicht dabei gehabt hätte. So wenig nun Verstellung meine Sache ist, so täuschte mein Gesicht ihn doch dies Mahl, und er legte meine Antwort zum Besten für sich aus. — „Um wie vielmehr also“ fuhr er fort: „muß man sich es zur Pflicht machen, den Anführer eines so rohen und wilden Volks, das

---

\*) *Hac perfidia quid nequius? sagt der Geschichtschreiber Heinrichs Wittind beim Meibom. T. I. p. 635. attamen vno capite multorum capita populorum salvantur, et quid melius eo consilio, quo discordia dissolueretur et pax redderetur.*



Menschenblut trinkt, und dem frische Menschenherzen ein Leckerbissen sind, aus der Welt zu schaffen, um dadurch vielen tausend Christen das Leben zu retten, und halb Deutschland vor einer neuen Verwüstung zu bewahren.“

Der Gedanke an die schrecklichen Verheerungen, welche die Hungarn angerichtet hatten, versöhnte mich mit dem Vorhaben, einem ihrer vornehmen Wütriche das Leben zu rauben, eh' er Veranlassung würde, daß die Pfeile der Hungarn mehrere tausende unserer braven Deutschen in die andere Welt schickten.

„Wann getrauest du dir wohl fertig damit zu werden?“ fragte der Bischof weiter:

„In zwei, höchstens drei, Monaten“ sagte ich: „denn ich werde manchen Versuch machen müssen, ehe ich es so treffe, wie es seyn soll.“

„Schön“ antwortete er: „ich werde nach Verlauf von zwei Monaten wieder nachfragen lassen.“



Zwölf Tage sind es, daß ich mit dem Halsbande fertig bin. Ein Priester und Vertrauter Hatto's hohlte es; aber ein Priester nicht ganz von Hatto's Schlage. Es war in ihm noch ein Funke von Gefühl, den Hatto's Ränke nicht hatten ersticken können.

„Es ist doch Schade“ sagte er mit einer Art von Wehmuth, und zählte noch eine Belohnung, aufser dem Werthe des Halsbandes, mir auf den Tisch: „daß der Sohn des erlauchten Otto durch solch ein Band ums Leben kommen soll.“

Seine Rede fuhr mir durchs Mark meiner Gebeine. Indefs merkte der Priester beim Aufzählen des Geldes meinen Schrecken nicht, auch mochte er glauben, ich wisse so gut darum als er; oder er hatte sonst eine Absicht; oder vielleicht bloßes Menschengefühl preßte aus ihm diese Rede hervor.

„Heinrich“ antwortete ich: „ist aber für ganz Deutschland durch seine Macht, wenn er anders denkt, als der selige erlauchte Otto, ein äußerst gefährlicher Mann; denk' an Al-



bert von Bamberg. War es nicht besser, daß er umkam, als daß noch ganze Schaaren unserer Mitbrüder sich wechselseitig gemordet hätten.

„Du hast recht“ antwortete der Priester: „Gott wird mir indess verzeihen, daß mein Herz nicht so kalt hiebei ist, als das Metall, woraus das Halsband gefertigt worden.“

Hierauf steckte er das Halsband zu sich, und wollte sich entfernen.

„Noch ein Wort“ sagt' ich alsdann: „wie will man Heinrichen bewegen, das Halsband umzulegen? er wird es in seinem Leben nicht umbinden. So viel ich weis, ist er so wenig wie sein Vater Freund davon, sich zu schmücken. Er geht beständig als Krieger, oder als Jäger, wenn er sich ein Jagd-Vergnügen machen will.“

„Dafür ist gesorgt“ erwiederte er: „die Gesandten, die ihn zu einem freundschaftlichen und prächtigen Gastmahle, das der König giebt, einladen sollen, sind schon bei ihm. Heinrich wird eine solche freund-



schaftliche Einladung nicht gut ausschlagen können. Nach dem Schmause, wenn recht gezecht worden ist, wird Hatto ihm nebst andern Geschenken das Halsband überreichen, und ihm dasselbe selbst um den Hals legen, und so wie Hatto nur das Schloß zudrückt, so ist Heinrich verlohren. Geht alles glücklich, so kannst du noch eine ansehnliche Belohnung erwarten. Man wird, wenn Heinrich tod ist, das Gerücht verbreiten, der Schlag habe ihn gerührt.“ —

Heinrich. Abscheulicher Plan, der ganz eines Hatto's würdig ist.

Dietmar. Und eines Franken aus We-  
rinhars Geschlechte.

Heinrich. Ich traue es Konraden nicht zu, daß er an diesem niederträchtigen Entwurf Hatto's Theil hat. Er sucht als König seine Macht zu erweitern: aber dies durch Meuchelmord zu versuchen — Nein, dazu ist Konrad nicht fähig! — Hör', Gundrich, wolltest du wohl den hier anwesenden Gesandten des Königs das, was du mir jetzt



erzählt hast, in meiner Gegenwart ins Gesicht sagen?

Gundrich. Warum nicht? — Ich kann dadurch nichts verlieren. So bald der Priester mit dem Halsbande weggegangen war, packte ich den größten Theil meiner Kostbarkeiten zusammen, und schickte sie voraus, trieb von meinen ausstehenden Schulden, was ich konnte, ein, schickte den Ueberrest meiner Sachen fort, und ritt dann in drei Tagen bis hieher, indem ich ein Paar Tage vorher schon einen treuen verschwiegenen Boten voraus geschickt hatte, daß ich jede drei Meilen ein frisches Pferd haben konnte.

Heinrich. Ich danke dir, braver Gundrich, für den wichtigen Dienst, den du mir jetzt mit Gefahr deines eignen Lebens erzeigst hast: denn wie leicht war es möglich, daß Hatto's Spione Argwohn schöpften, und dir nachsetzten! du must deine Flucht klug und äußerst heimlich eingerichtet haben, sonst wärest du nicht entkommen. Ich werde dir



diesen Dienst Zeit meines Lebens nicht genug belohnen können, und dir deinen mit dieser Flucht leicht zu denkenden Verlust reichlich ersetzen. Ich bin zwar überzeugt, daß ich durch das Halsband nicht ums Leben gekommen seyn würde, wäre ich auch zum Gastmahl gegangen, worüber ich noch nicht mit mir eins war; aber dann würde Hatto nach mislungenem Versuche einen Meuchelmord auf eine andere Weise sogleich versucht haben, und ich wäre wahrscheinlich zu den Meinigen nicht wieder zurückgekehrt. — — Ruhe jetzt aus, und morgen will ich die Gesandten zu mir kommen lassen.“

Am folgenden Tage erschienen die Gesandten auf Einladung Heinrichs, der mehrere Edle um sich versammelt hatte. Gundrich war in einem Nebenzimmer. Heinrich hielt eine Rede, worin er den Gesandten alle Verdienste, welche sein Vater Otto um Deutschland, um den König Konrad selbst, gehabt hatte, aus einander setzte; und sprach alsdann von seinen eignen Gesinnun-



gen gegen den König, und von seinem Wunsche, die Ruhe und das Wohl des Vaterlandes auf alle mögliche Art, und so viel in seinen Kräften, zu erhalten. Er sey auch in dieser Absicht Willens gewesen, sich selbst jetzt zum König Konrad zu verfügen, um alle Hindernisse, welche zwischen dem König und ihm zu Mißverständnissen und Mishelligkeiten Anlaß geben könnten, aus dem Wege zu räumen. — „Aber, urtheilt selbst“ fuhr er fort: indess die Gesandten staunend zuhörten und nicht wusten, was Heinrich jetzt eigentlich beabsichtigte: „ob ich mit zufriedennem und frohem Gemüthe mit euch reisen kann, wenn ihr die Erzählung eines Fremden werdet angehört haben, der gestern hier angekommen ist.“

Gundrich musste jetzt hereintreten. Einer von den Gesandten erblasste, als er ihn hereintreten sah. Dieser Gesandte war ein Vertrauter Hatto's, war ehemahls in Alberts von Bamberg Diensten gewesen, hatte Theil an des Bischofs Ränken gehabt, wodurch Albert



von Bamberg überlistet worden, und stand in Hatto's Diensten. Da er sich gewöhnlich in Mainz aufhielt, so kannte er Gundrichen, und wuste dafs derselbe das Halsband gefertigt hatte. Bei Gundrichs Eintritt ins Zimmer war ihm Heinrichs Rede kein Räthsel mehr, und Heinrich, der die Gesandten scharf beobachtete, las in des erwähnten Gesandten Mienen und Augen alles, was in dessen Innerm vorgieng.

Gundrich wiederholte nun auf Heinrichs Befehl die ganze Geschichte; nur erwähnte er des Priesters nicht, durch welchen er entdeckt hatte, dafs für Heinrichen das Halsband bestimmt sey: sondern gab seiner Erzählung eine solche Wendung, als ob die Absicht des Halsbands für ihn kein Geheimnifs gewesen sey, ohne doch bestimmt zu sagen, dafs Hatto selbst ihm diesen Zweck eröffnet hätte. Alsdann zog er aus der Tasche einen beträchtlichen Sack mit Goldgülden, und warf ihn Hatto's Vertrauten mit den Worten vor die Füße: „Sag' deinem Bischof,



er habe sich diesmal an einen Mann gewendet, in welchem keine solche niedrige Seele wohne, als in dem, durch dessen Hülfe er Alberten von Bamberg aus der Burg gelockt. Sag' ihm, ich hätte Geld genug, um ruhig und zufrieden bis ans Ziel dieses Lebens zu kommen, und verabscheuete jeden Gewinn, an welchem Flüche hafteten. Sag' ihm, daß der Krug so lange zum Wasser gienge, bis er bräche. Er sollte daher zeitig Buße thun, ehe es mit ihm bräche.“ —

Die Gesandten verstummten. Die, welche nichts von Hatto's Absicht wusten, vor Erstaunen, und Hatto's Vertrauter vor Schrecken. Die um Heinrich versammelten Edlen glühten vor Zorn, verfluchten den abscheulichen Bischof, und gaben nicht undeutlich zu verstehen, daß sie Konraden ebenfalls im Verdachte hätten.

Hier unterbrach sie aber Heinrich.

„Bringet König Konraden“ fieng er zu den Gesandten an: „meine Empfehlung, und sagt ihm, daß ich mich dieses Mahl unmöglich bei



dem Gastmahle einfinden könnte. Sagt dem König, ich hegte zu ihm das Vertrauen, daß er einen solchen Meuchelmord verabscheue; daß er bei Entdeckung eines solchen Banditenstreichs den größten Unwillen bezeugen, und den Erzbischof mit verdienter Verachtung bestrafen würde: dessen ungeachtet aber erlaube dieser Vorfall mir nun nicht, an den Freuden des Festes Theil zu nehmen. Auch würden meine edlen Sachsen und Thüringer es mir äußerst übel deuten; und ich hätte sie viel zu lieb, um sie auf irgend eine Weise zu kränken. Was wir daher bei Gelegenheit dieses Gastmahls mündlich mit einander hätten besprechen wollen, müste nun schriftlich geschehen. Mein Entschluß sey indess nur die Folge des Willens meiner Sachsen und Thüringer, welche unveränderlich dabei beharreten, daß ich ihr Herzog seyn und bleiben sollte, wie mein Vater es ihnen gewesen wäre.“

„Dem Erzbischof aber macht zugleich meinen Gruß, und sagt ihm, Heinrichs



Hals sey nicht härter, als der Hals Alberts von Bamberg. Ich hätte keine Lust, meinen Kopf seinen Händen anzuvertrauen. Wenn ich ihn besuchte, würde es mit einem hinlänglichen Gefolge gewaffneter Reisigen geschehen müssen, womit ich ihm nicht beschwerlich fallen wollte, und es daher für rathsamer hielte, hier zu bleiben.“

Konrad wurde durch diese Geschichte äusserst betroffen. Er war ein grosser Freund Hatto's, verehrte in ihm die Würde eines Erzbischofs, und schätzte die mannigfaltigen Talente dieses Priesters; aber er lies ihm doch seine Empfindlichkeit wegen dieses Vorfalles stark merken. Hatto's Sündenmaafs war voll. Die Ungnade des Königs, der Verlust des Einflusses auf Deutschlands Angelegenheiten, das Bewusstseyn grosser Sünden drückten mit gewaltigem Gewicht auf sein Herz. Schwermüthig verlies der Bischof den königlichen Hof; plötzlich war er verschwunden: und bald darauf besangen Bänkelsänger das



Schicksal seiner im Abgrunde des Aetna's ächzenden Seele.

König Konrad sah nun voraus, daß Heinrich seinen Ansprüchen auf Thüringen sowohl, als auf einen Theil von Sachsen friedlich nicht entsagen würde: er befürchtete auch daneben, der Herzog möchte ihn im Verdacht eines geheimen Verständnisses mit dem Erzbischof haben, und traute daher dem Herzog keine andern als feindseligen Gesinnungen zu. Desto fester wurde daher nun auch der Entschluß, einem Manne, der solche feindselige Gesinnungen gegen ihn hegte, nicht zu viel Macht zu lassen. Er rüstete sich also, schickte den schon oben erwähnten Burkhard nach Thüringen, um von den königlichen Gütern Besiz zu nehmen, und erklärte ihn zum Herzog von Thüringen.

Kaum fing aber Burkhard an, sich in Thüringen als Herzog zu betragen, als Heinrich zu den Waffen griff, Burkhard aus Thüringen vertrieb, und sich zugleich aller



Güter bemächtigte, welche Hatto in Thüringen besaß.

Nun brach ein Krieg aus, den Heinrich so gern vermieden hätte, um dem seinem Vater Otto am Sterbebette gegebenen Worte, treu zu bleiben. — Sollte er aber Sachsen und Thüringen so freiwillig hingeben, und Konrads Macht vergrößern, dem, oder dessen Geschlechte, er nicht die besten Absichten zutraute? Hätte er hier nachgegeben, so würde er in der Folge nie Deutschlands Retter und Befreier geworden seyn; auch würde er durch Nachgeben von seiner Seite dem Kriege nicht vorgebeugt haben, da die Sächsischen und Thüringischen Grafen und Herren sich von Konrad keinen andern zum Herzog aufdringen lassen wollten. —

Konrad hingegen war ebenfalls zu entschuldigen. Er sah nicht in Heinrichs Herz, sonst hätte er gewiß ganz anders gehandelt, und mit ihm eben so friedlich wie mit dem erlauchten Otto gelebt. Als er nach mehreren Jahren durch Heinrichs Betragen von



dieses seines großen Gegners Gesinnungen überzeugt wurde, handelte er, wie wir bald sehen werden, auch ganz dieser Einsicht gemäß; aber wie viel Blut wurde vorher vergossen? Was musste Deutschland dulden, weil von zwei seiner mächtigsten Fürsten einer dem andern Vergrößerungsabsichten zutraute?

Ein Heer Franken, und einiger wenigen mit ihnen verbundenen Deutschen zog unter Anführung Eberhards, eines Bruders vom König Konrad gegen Heinrich, der sich bei Eresburg mit seinen Sachsen und Thüringern gelagert hatte. Das Königliche Heer erlitt eine gewaltige Niederlage, welche nach damaligem Geschmacke in Liedern besungen wurde. „Welche Hölle hat Raum genug“ sangen die Sachsen: „zu fassen die Geister der Franken, die bei Eresburg gefallen sind.“

Konrad führte im folgenden Jahre selbst ein Heer gegen Heinrich, war aber nicht glücklicher. Einige Jahre hindurch strengte er nicht nur vergebens alle Kräfte an, Hein-



reichen, für den Sachsen und Thüringer auf tapferste fochten, zu bezwingen, sondern verfehlte zugleich den beabsichtigten Hauptzweck, die königliche Macht zu vergrößern, und durch Beschränkung der Deutschen Fürsten, Grafen und anderer mächtigen Herren den Fehden und innern Unruhen völlig ein Ende zu machen. Das wenige Glück des Königs gegen Heinrich benutzten mehrere Fürsten und Grafen, um ihre Macht fester zu gründen. Auch die Hungarn, durch die Aussicht eines glücklichen Zuges nach Deutschland, dessen Fürsten durch wechselseitige Anfälle sich selbst schwächten, gereizt, brachen in die südlichen Länder, verwüsteten Bayern, Franken und Schwaben, und schleppten eine ungeheure Beute nach ihrer Heimath zurück.

Unter andern Fehden ist die zwischen zwei aus einem alten und berühmten Geschlechte stammenden Schwäbischen Grafen, und dem Salomo, Bischofen von Kostnitz und Abte zu St. Gallen, Hatto's Busenfreunde



merkwürdig, weil sie uns ein Bild giebt von dem unglücklichen Kampfe der Weltlichen Großen, gegen die steigende, durch List und Ränke sich immer vergrößernde Macht der Geistlichen.

König Konrad konnte, wie in der Katholischen Welt so häufig der Fall von jeher gewesen, und noch ist, nicht ohne einen Priester seyn, dem er sich anvertraute. Damahls war dies um so eher zu entschuldigen, weil Priester fast die einzigen Gelehrten, die einzigen Leute von Geschmack und Kenntnissen waren. Hatto's Stelle nahm erwähnter Salomo ein, der sich durch seinen muntern und lebhaften Geist bei ihm sehr beliebt machte, und die Gewogenheit des Königs vortreflich zu nutzen wuste, sein Kloster St. Gallen, so wohl als sein Bisthum, durch neue Güter zu bereichern.

Schon beim Kaiser Arnulf hatte Salomo sich so eingeschmeichelt, daß dieser Kaiser dem Bisthum Kostnitz das Schloß Bodmen am Bodensee nebst den damit verbundenen



Gütern schenkte. Zwei Schwäbische Grafen und Brüder Berthold und Erkanger hatten die Aufsicht über die Königlichen Güter in diesen Gegenden: und die Einkünfte davon waren ihnen zum Theil als Besoldung für ihre Aemter angewiesen. Arnulfs Freigebigkeit war ihnen sehr zuwider, weil sie dadurch an ihren Einkünften und an ihrer Macht verlohren. Sie beschlossen den Bischof im Kloster zu St. Gallen, wo er sich gewöhnlich aufhielt, zu überfallen, und sich seiner Person zu versichern.

St. Gallen war nebst Corvey das berühmteste Kloster in Deutschland, und hatte berühmte Schulen, wo Griechisch, Lateinisch, Musik und vorzüglich alle sogenannte humanistische Wissenschaften und Künste gelehrt wurden. Es lebten hier viele Mönche, die sich um diese Zeit allgemeine Bewunderung erwarben. Unter andern zeichnete sich aus Tutilo, ein zweiter Orfeus, der mehrere Instrumente mit solcher Fertigkeit und Anmuth spielte, daß junge Grafen, und Land-



junker, die sonst gewöhnlich keine andern Belustigungen als Jagd, Trinken und Bretspiel kannten, wenn sie ihn spielen hörten, die Flasche und das Bretspiel verliessen, allen ihren gewohnten wilden Vergnügen entsagten, ihm zuhörten, und sich nach St. Gallen begaben, um von ihm Musik zu lernen. Auch war Tutilo ein geschickter Bildhauer. Einst wurde er nach Metz berufen, die heilige Mutter Gottes aus Marmor zu bilden, und diese wurde so vortreflich, daß alle, die ihm zusahen, wie unter seinen Händen das Marienbild emporstieg, glaubten, die heilige Jungfrau lenke selbst durch seine Hände den Meißel und den Hammer.

Des Zusammenflusses der Künste und Wissenschaften wegen, war nun St. Gallen Salomo's Lieblingsaufenthalt. Kaum vier und zwanzig Stunden vor dem Ueberfall erhielt der Bischof Nachricht von dem Vorhaben der beiden Grafen, flüchtete in der Stille nach einem benachbarten Thale, das Turbenthal genannt, verbarg sich in einer



dortigen Kapelle, und schickte einen Eilboten an Kaiser Arnulf, der die Parteien nach Mainz vorfordern lies, und die Grafen — wie ein Mönch und Geschichtschreiber des Klosters erzählt — zum Tode verurtheilte, und sie würde haben hinrichten lassen, wenn nicht der Bischof selbst für sie ein gutes Wort eingelegt hätte: doch musten sie ihn um Verzeihung bitten, und eidlich angeloben, nie wieder Anlässe zu Beleidigungen zu geben, und sich in Zukunft den Befehlen und Schenkungen des Kaisers auf keine Weise zu widersetzen.

Zu schwach zum Widerstande gelobten sie zwar alles an, behielten aber im Herzen gegen den Bischof einen Groll, der von Zeit zu Zeit noch mehr stieg; vorzüglich da Salomo sich beim König Konrad eben so wie ehemals bei Arnulfen beliebt machte, von ihm ebenfalls für das Kloster und für das Bisthum noch mehrere Güter zu erhalten wuste, und zugleich als ein Freund vom Aufwande bei jeder Gelegenheit seine



Eitelkeit zu befriedigen suchte, seine Herrlichkeiten auskramte, und durch manche kleine Neckereien die Grafen kränkte.

„Ich habe Bauern“ sagte er einmahl, in einem Anfalle von witzelnder Laune, zu den Grafen, die bei ihm zu Gaste waren: „vor denen ihr eure Hütche abnehmt.“

Die Grafen erwiederten diesen Einfall. Es kam zu wechselseitigen Spöttereien, die sich, wie gewöhnlich dergleichen Unterhaltungen, endigten. Die Empfindlichkeit der Grafen wurde nämlich sehr stark gereizt, da der Bischof ihnen im Mundwerk überlegen war. Unschuldiger Scherz oder Witz, der nicht in Persönlichkeiten übergeht, ist eine seltne Gabe, die nur wenig Witzlingen zu Theil wird, und nur in schuldlosen, nicht in schadenfrohen, Seelen wohnt. Beißender Scherz macht tiefe Wunden, und hinterläßt Narben, die bis ins sinkende Alter an den ehemaligen Schmerz jener Wunden auf eine unangenehme Weise erinnern. — Beim Abschiede lies der Bischof den Grafen zwei



gläserne Becher, deren Schönheit sie bei der Tafel bewundert hatten, nebst noch einigen Sachen zum Geschenk darreichen. Die darunter versteckte Eitelkeit ärgerte die Grafen. Sie dankten für die übrigen Geschenke, und nahmen sie nicht an: nur die Becher wollten sie annehmen, aber beim Anfassen ließen sie solche fallen, und stellten sich, als ob es aus Versehen geschehen sey. Dies gab Anlaß zu frischem Witze von beiden Seiten, bis man sich endlich den Abschiedskufs gab.

Nicht lange darauf besuchte Konrad den Bischof in Kostnitz, und machte bei dieser Gelegenheit eine Lustfahrt nach St. Gallen. Unterdessen bewirthete der Bischof die beiden Grafen. Während der Mahlzeit traten ein Paar Männer in den Saal, die von der Tischgesellschaft, als gute Bekannte und Nachbarn des Bischofs behandelt wurden. „Sie kämen“ sagten sie: „von der Jagd, und hätten einen Bären und einen Hirsch erlegt.“



„Da seyd ihr willkommen“ fing der Bischof an: „und ihr habt gleich Gelegenheit, sie auf eine vortrefliche Art anzubringen, und den Herren Grafen dort ein Geschenk damit zu machen.“

Wie sich die beiden Männer den Grafen näherten, standen diese auf, und bewillkomnten sie mit Abziehung ihres Hutes. — Jetzt fieng der Bischof gewaltig an zu lachen, und gab deutlich zu verstehen, daß er nur mit den Grafen ein kleines Späschen vorgehabt hatte. Beide Männer waren nämlich Bauern und Dienstleute des Bischofs, denen er zu Ausführung dieses Späschens die nöthigen Befehle ertheilt hatte, wie sie sich betragen sollten, um dadurch den Zweck zu erreichen, daß die Grafen, wie er ihnen neulich gesagt hatte, vor seinen Bauern die Hüte abziehen sollten.

Dieser Triumph grollte die Grafen; wäre nicht der König selbst in diesem Augenblick von St. Gallen zurückgekehrt, so würden sie ihren Zorn bald in Thätlichkeiten ge-



äufsert haben; die Gegenwart Konrads söhnte sie mit dem Bischof zum Scheine wieder aus: aber Kränkungen, welche absichtlich gemacht werden, und Eitelkeit, Hoffart oder Spott zum Grunde haben, schlagen tiefere Wurzel, als gekränkter Eigennutz. Waren die Grafen anfangs vom Bischof Salomo schon deshalb keine Freunde gewesen, weil er ihnen durch Entziehung mancher Güter an ihren Einkünften und ihrem Ansehn Abbruch gethan hatte, so hafsten sie ihn jetzt doppelt, weil er ihnen die auf ihre Kosten geschehene Vermehrung seiner Einkünfte durch Aufwand, Prunk und Eitelkeit noch fühlen lassen wollte.

Konrad verheirathete sich mit einer Schwester von den beiden Grafen, aber seine Vorliebe zu dem Bischof, seine Liebe zu St. Gallen wurde dadurch auf keine Weise verdrängt. Er war ein solcher Verehrer der ganzen Geistlichkeit und der Mönche von St. Gallen, (indem er jene als den Inbegriff aller Gelehrsamkeit und Aufbewahrer aller



Wissenschaften ansah, und diese unter den Geistlichen in einem vorzüglichen Rufe der Gelehrsamkeit standen,) daß er sich von den letztern zum weltlichen Mitbruder aufnehmen lies, welches im Grunde nichts anders war, als was jetzt ein Ehrenmitglied einer gelehrten Gesellschaft ist. Er machte alsdann von den nahe liegenden Königlichen Gütern dem Kloster und dem Bisthum noch mehrere Schenkungen, daß zuletzt die beiden Grafen, seine Schwäger den Entschluß faßten, sich mit Gewalt für die ihnen dadurch entzogenen Einkünfte schadlos zu halten. Sie baueten am Bodensee eine Burg Steinheim (jetzt Stammen), machten von da aus in die benachbarten neuen Stiftsgüter Streifereien, und zwangen die Einwohner der Städte, Flecken und Dörfer, ihnen die ehemaligen Abgaben zu entrichten. Konrad lies zwar deshalb verschiedene gütliche Vorstellungen an sie ergehen, diese halfen aber nichts.

Einmahl begegnete ihnen der Bischof



auf der Landstrasse, und beschwerte sich gegen sie über ihr Betragen, das er nicht um sie verdient habe. „Ist das der Dank“ fuhr er fort: „dafs ich euch durch meine Vorsprache beim Kaiser Arnulf rettete, und den Kaiser durch unablässige Vorstellungen endlich bewegte, euch zu begnadigen?“

Die Grafen hörten ihm gelassen zu; aber Luitfried ihr Schwestersonn, der bei ihnen war, konnte die Vorwürfe, welche seinen Oheimen von dem Bischofe gemacht wurden, nicht so geduldig anhören. Um einige zwanzig Jahre jünger brausete in seinen Adern siedendes Blut.

„Verdammter Pfaffe“ rief er: „du prahlst mit deiner Fürsprache in einer Sache, von der du selbst der Anstifter warst. Wer anders, als du, klagte meine Oheime beim Kaiser an? Du Schlange, und ächtes Nebestück vom scheuslichen Hatto. Fahre hin zu ihm in den Schlund des Aetna, wohin du gehörst.“ Nun zog er sein Schwert, um damit den Bischof von einander zu spalten:



„ich will deiner heuchlerischen Seele gleich Luft machen.“

Aber die beiden Grafen fielen ihm in den Arm, daß er dem Bischof keinen Schaden thun konnte, der mit seinem Pferde eiligst umlenkte und davon floh, während daß zwischen seinem und der Grafen Gefolge ein Handgemenge entstand, in welchem einer von des Bischofs Leuten getödtet wurde. Die Grafen setzten dem fliehenden Bischof nach, hohlten ihn ein und brachten ihn nach Diepoldsburg zu Erkangers Gemahlin Bertha, die für dessen Bewirthung und Bewachung so lange Sorge tragen sollte, bis sie Hohentwiel in gehörigen Stand gesetzt hätten.

Besorgt nämlich wegen der Folgen, vermehrten sie die Werke der auf einem hohen Felsen gelegenen Festung Hohentwiel, versorgten sie mit Lebensmitteln, und rüsteten sich zum Kriege: aber Siegfried, ein Vetter des Bischofs überfiel sie, da sie bald nachher ohne Bedeckung durch einen benachbarten Wald ritten, in welchem er sich mit



einem Haufen von seinen Leuten versteckt gehalten hatte: er nahm sie gefangen, und lies der Bertha sagen, er würde ihrem Gemahl Erkanger den Kopf abschlagen lassen, wenn sie den Bischof nicht in Freiheit setzte. Die Grafen kamen auf diese Weise, so wie der Bischof, in Freiheit.

Weil Konrad um diese Zeit gegen Heinrich zu Felde zog, so machten sie von diesem Zeitpunkte Gebrauch, die ihnen entzogenen Güter mit Gewalt wieder sich zu unterwerfen; sie verbanden sich mit mehreren Schwäbischen und andern Grafen, und Konrad war nicht im Stande etwas gegen sie auszurichten; seine Truppen wurden vielmehr von Erkanger, der ein sehr tapferer Krieger war, und gegen die Hungarn glücklich gefochten hatte, geschlagen.

Nicht eher als bis Konrad mit Heinrichen völlig Friede gemacht hatte, bequemten sich die Grafen zum Nachgeben. Konrad schrieb einen Reichstag nach Mainz aus, wohin er die Grafen vorladete, Rechenschaft



von ihrem bisherigen Betragen abzulegen. Aus Furcht sie möchten Konrads Macht nicht gewachsen seyn, und derselben am Ende weichen müssen, stellten sie sich. Die ganze Geistlichkeit war gegen sie erbittert, und sie wurden zum Tode verurtheilt. Konrad vollzog das Urtheil nicht gleich. Die Sache wurde von neuem auf einem ausgeschriebenen Concil zu Altheim vorgenommen, die Grafen wurden in den Bann gethan; und endlich doch zu Adingen enthauptet, indem Konrad sich genöthigt sah, den Bischöfen und der durch sie bestochenen Mehrheit der Stimmen nachzugeben.

Dies war nach Hinrichtung des Grafen Albert von Bamberg, in einem Zeitraume von zwölf Jahren, das zweite berühmte Geschlecht, das, verwandt mit Kaisern und Königen, indem eine Schwester der Grafen an Kaiser Karl den Dicken, und die andere an König Konrad verheirathet worden war, durch Hinrichtung seiner Häupter ein trauriges Ende nahm, und dies Schicksal einzig



den Pfaffen verdankte, deren listigen Ausbreitung und Wachsthum es sich mit den Waffen in der Hand widersetzt hatte.

Diese und mehrere Fehden verursachten, daß Konrads Regierung fast nie von Kriegerischen Auftritten frei war. Heinrich hielt sich immer ruhig, wenn Konrad gegen andere zu Felde gieng. Er verband sich zwar einmal mit König Karl dem Einfältigen von Frankreich, aber nicht um Konraden anzugreifen, sondern nur um sich mit größerem Nachdruck gegen einen bevorstehenden Angriff zu vertheidigen. Der Bairische Herzog Arnulf machte dem Könige viel zu schaffen, und hätte Heinrich sich mit diesem und mit dem Grafen Berthold und Erkanger genau verbunden, so würde es ihm gewiß leicht geworden seyn, Konraden zu stürzen; allein das war seine Absicht nicht. Er wollte nur das behaupten, was sein Vater ihm hinterlassen hatte, wollte, dem Willen der Sachsen und Thüringer, und der hergebrachten Sitte gemäß, beider Völker Herzog bleiben, und



wünschte nichts sehnlicher als die Ruhe, den Frieden und das Glück von ganz Deutschland: der König sah dies zuletzt auch ein, und machte daher völlig mit ihm Friede.

In dem Kriege gegen den Bairischen Herzog Arnulf war Konrad verwundet worden. Die Wunde schien nicht gefährlich zu seyn, wurde aber doch Veranlassung zu einer langwierigen Krankheit. Die Pfaffen, welche nie eine Gelegenheit vorbei lassen, ihre irdische Macht mittelst der Schlüssel zum Himmelreiche zu vergrößern, und daher jederzeit die Religion mit ins Spiel bringen, wo sie nur können, fanden für diese Krankheit bald einen Grund, der ihnen zu Erreichung naher und entfernter Absichten nützlich seyn sollte.

Konrad hatte einige Zeit vor der Schlacht, in welcher er verwundet wurde, zu Regensburg im Kloster des H. Emmeran ein mit Gold beschlagenes, und mit prächtigen Edelsteinen, von beträchtlichem Werthe, besetztes Evangelienbuch getroffen, welches Kaiser



Karl der Kahle hatte machen lassen, und vom Kaiser Arnulf dem Kloster des H. Emmeran geschenkt worden war. Dies Evangelienbuch hatte für Konrad außerordentlich viel anziehendes, und er nahm es wider des dortigen Bischofs Willen mit. Sehr natürlich wuste des Königs Beichtvater die ganze langwierige Krankheit von dem Evangelienbuche herzuleiten. Konrad, der, wie fast alle damalige Grofse, in Glaubenssachen noch sehr bigott war, schickte das Evangelienbuch sogleich wieder zurück: aber er genafs nicht.

Allmählich fühlte er, dafs Zeit und Stunde, wo er diese Erde verlassen, und nicht mehr der Deutschen König seyn würde, heranrücke. Der Gedanke einer baldigen Auflösung lies ihn einen Rückblick auf seine bisherige Regierung werfen. Mit Wonne verweilte er bei dem Anfange des ersten Jahrs, wo durch seine Vereinigung mit dem erlauchten Otto Deutschland einer glücklichen Ruhe genofs, und jede drohende Gefahr durch ihre vereinte Macht, durch die



Achtung und Liebe, worin vorzüglich Otto bei allen stand, abgehalten wurde. Er untersuchte jetzt kalt und unparteilich den Ursprung aller darauf folgenden Unruhen, und fand ihn einzig in den mit Heinrich angefangenen Händeln. Eben so unparteilich verglich er Heinrichs Betragen mit dem seinen, und fand wieder jenes so natürlich, so gerecht und billig, daß er des Herzogs kalte, gesetzte, und sich stets gleich bleibende Denkart, so wie dessen getroffene Anstalten und Vertheidigung nicht genug bewundern konnte.

„O Gott“ rief er aus: „wie glücklich wäre ich, und durch mich Deutschland gewesen, wenn ich mit Heinrich eben so einig, so vertraut, wie mit seinem Vater, gelebt hätte, da dieses treflichen Mannes Geist ganz auf seinem Sohne ruhte. Deutschlands Bestes stets vor Augen habend verfehlte ich das, wonach ich trachtete, und bewirkte durch unrecht ergriffene Mafsregeln ganz das Gegentheil. Möchte ich doch am Ende meiner



Tage wenigstens etwas dazu beitragen, was ich mit dem besten Willen während meines Lebens nicht zu Stande bringen konnte, und dann nach dieser genossenen frohen Aussicht auf immer meine Augen schliessen.“ In dieser Hinsicht berief er sogleich die Stände, aufser Heinrich, nach Wilinaburg, \*) einem ihm gehörigen Schlosse, wo er seine nur noch wenigen Tage beschliessen wollte. Kurz vor seinem Ende trafen die Stände in Wilinaburg ein.

Nun lies er seinen Bruder Eberhard vor sein Bette kommen. „Lange habe ich mit dir, lieber Bruder, über einen Gegenstand reden wollen“ fieng er an: „der mir sehr am Herzen liegt. Er betrifft, wer mein Nachfolger seyn wird. Ich habe oft bei dir den Wunsch verspürt, dafs du es seyn möchtest. Aber ich rathe dir als Bruder, als Freund, ich beschwöre dich um dein eignes und um Deutschlands Wohl, lafs

---

\*) Limburg an der Lahn.



diesen Gedanken, wenn du ihn hegen solltest, fahren. Deutschland regieren ist eine schwere Bürde, wozu meine und deine Schultern zu schwach waren.“

„Sechs Jahre habe ich in Vereinigung mit dir alle Kräfte angewendet, Deutschland dadurch zu beruhigen, daß ich die ehemalige Kaiserliche Macht, so wie sie Karl der Große hatte, wieder herstellen wollte, aber vergeblich. Zu spät habe ich eingesehen, daß ich zur Beförderung des allgemeinen Wohls ein unrechtes Mittel erwählte. Ich hätte deshalb mit Heinrichen auf eben dem Fusse leben sollen, wie mit dem ehrwürdigen Otto. Uns beiden, lieber Bruder, muß, wenn wir irgend ein Gefühl für das Beste der Menschheit haben, an dem Wohle des ganzen Deutschlands so viel gelegen seyn, als an dem Wohl unseres eignen Hauses. Unser Wohl ist mit dem Wohl des Ganzen aufs genaueste verbunden. Ich kenne nur einen einzigen Mann, der im Stande ist, in Deutschland Ruhe und Frieden zu schaffen und zu



erhalten, und dieser ist Heinrich. Nur er kann das Vaterland von innerlichen Fehden befreien, und es vor den furchtbaren Hungarn beschützen. Es fehlt dir nicht an Muth, nicht an Regenten-Eigenschaften, nicht an Macht und Gütern: aber Heinrich, lieber Bruder, übertrifft uns in allen diesen Dingen, und was oft noch alles dies überwiegt, auch an Glück. Du wirst zu Grunde gehen, wenn du nach meinem Tode mit ihm in Zwist und Fehde leben solltest. Wäre Heinrich nicht Otto's Sohn gewesen, gewiß würde Otto ihn als den fähigsten zum König gewählt haben, weil aber Heinrich sein Sohn war, so fürchtete er, die väterliche Liebe möchte ihn täuschen und schlug mich, nicht seinen Sohn, den Ständen zum Oberhaupte von Deutschland vor.“

„O Otto, der du mich der Krone würdig hieltest, wenn ich in meinem Benehmen gegen deinen Sohn, dem ich zwar große Geistesgaben, aber nicht deine Gesinnungen, dein vortreffliches Herz zutrauete, irrte, so



will ich diesen Irrthum wenigstens dadurch gut zu machen suchen, daß ich, unaufgefordert, ihn wieder als den Würdigsten zu meinem Nachfolger den Ständen vorschlage. Und wirst du, lieber Bruder der Erfüllung meiner Wünsche keine Hindernisse in den Weg legen, sondern sie vielmehr zu befördern suchen, so wirst du, so wird Deutschland unter Heinrichs Regierung gewiß glücklich seyn: denn Heinrich hat durch sein Benehmen gegen mich bewiesen, daß er das edelste Herz besitzt, daß ihm das Beste des Vaterlandes am Herzen liegt, und solches, so viel als in seinem Vermögen ist, zu befördern wünscht. Er hat mir nie Schaden zuzufügen gesucht, wenn ich nicht der angreifende Theil war, hat nie mit meinen Feinden zu meinem Verderben Bündnisse geschlossen, sondern sich nur stets vertheidigungsweise verhalten.“

„Ueberlege alles wohl, lieber Bruder, und dann, hoff' ich, wirst du meinen Rath gewiß befolgen. Stelle den Ständen die



Lage Deutschlands lebhaft und aus dem richtigen Gesichtspunkte vor, und dann mache Sie mit meinem Wunsche, Heinrichen noch bei meinem Leben als meinen Nachfolger erklärt zu sehen, bekannt. Die meisten werden schon auf ihn ihr Augenmerk gerichtet haben, und die übrigen werden bald nachfolgen, wenn du ihnen mit deinem Beispiele vorgehst.“

Gern wäre Eberhard seines Bruders Nachfolger im Königthum gewesen, aber er hatte Verstand genug, die Gründe, warum sein Bruder Heinrichen in Vorschlag brachte, hinlänglich zu durchschauen, und sein Herz war auch gutdenkend genug, um seine Augen durch selbstsüchtige Vorspiegelungen nicht blind dagegen zu machen. Er gab daher den Wünschen seines Bruders bald nach, und befolgte dessen Willen, den Ständen die Absicht, warum sie von dem König zusammen gerufen worden, vorzutragen. Er sah bald, daß sie ganz für Heinrichen gestimmt waren. Es fand sich keiner, der



nicht ganz dem Vorschlage seinen Beifall gegeben hätte, und er konnte also sehr bald seinem Bruder Konrad in Hinsicht der künftigen Ruhe Deutschlands eine Nachricht zurückbringen, welche demselben die letzte Stunde seines Lebens froh und zufrieden machte.

Den folgenden Tag lies Konrad die anwesenden Stände vor sich kommen.

„Die Pflichten gegen mein Vaterland“ sagte er, „welche die Würde eines Königs der Deutschen mir auflegt, haben mich bewogen, euch zu mir zu laden, und nicht eher meine Augen zu schliessen, als bis ich, so viel in meinem Vermögen, dafür gesorgt hätte, daß Zwietracht nach meinem Tode die Deutschen nicht mehr trenne.“

Hierauf schilderte er ihnen die Lage des Reichs, die bisherigen Fehden und Unruhen, welche Deutschland unter seiner Regierung zerrissen hatten, sprach von den schrecklichen Verheerungen der Hungarn, und fuhr alsdann fort:



„Ihr hattet zu dem ehrwürdigen erlauchten Otto das Zutrauen, daß er euch den besten Rath geben könnte und würde, wen ihr statt seiner zum Oberhaupte von Deutschland wählen solltet, und ihr nahmt auf seine Empfehlung mich. Auch habe ich alles gethan, die Kräfte des Vaterlandes mehr zu vereinigen und dadurch das Ansehen und die Macht desselben zu erweitern, ob ich gleich nicht so glücklich gewesen bin, als ich wünschte, weil ich Heinrichs Denkart und Gesinnungen verkannte. Ich irrte, und wollte meinen Irrthum noch vor meinem Tode wieder gut machen. Ich hoffte, ihr würdet, wenn ich auch in manchen Unternehmungen nicht so glücklich gewesen bin, doch meine Bemühungen nicht verkennen, würdet mir nach so vielen gemachten Erfahrungen erlauben, euch einen Nachfolger vorzuschlagen, und auch eben so geneigt seyn, ihn anzunehmen, als ihr ehemals geneigt waret, Otto's Rathe zu folgen, weil mein Vorschlag aus den uneigennützigsten Absich-



ten und aus der Uebersicht entspränge, daß die Befolgung desselben der beste ja einzige Weg sey, Deutschland aus einer drückenden Lage zu reißen, und es über alle andre Länder emporzuheben.“

„Und, wie ruhig geh' ich jetzt meiner letzten Stunde entgegen, da ich von meinem Bruder vernommen habe, daß ihr einstimmig mit mir denkt. Vollkommen glücklich werd' ich mich fühlen, wenn ich es noch erlebe, daß er feierlich von den gesammten Ständen zu meinem Nachfolger erklärt ist. Heinrich wird den Hungarn das werden, was der große Herrmann einst den Römern war, und für Deutschland wird er noch mehr, wird ein neuer Schöpfer für dasselbe seyn.“ —

Konrad sprach dies mit so vielem Gefühl, mit so warmer Theilnahme, wobei ihm Thränen über die Wangen herabrollten, daß die Anwesenden sich mit der innigsten Rührung entfernten.



Nach ihrer Entfernung sagte er seinem Bruder Eberhard:

„Klugheit, lieber Bruder, paart sich gern mit Rechtschaffenheit, und der weise Jesus sagt: seydt ohne Falsch wie die Tauben, und klug wie die Schlangen. Geh daher zu Heinrichen und mache dir ihn zum Freunde und Friedensgenossen auf immer. Melde ihm mein Befinden, daß ich ihn zu meinem Nachfolger empfohlen hätte, daß ich glücklich gewesen wäre, und noch hoffte, ihn bei meinem Leben dafür feierlich erklärt zu sehen. Alsdann übergieb ihm die Insignien des Reichs, die heilige Lanze, die goldnen Armsspangen, den Mantel, das Schwert und die Krone in meinem Namen.“

Eberhard machte sich sogleich auf und ritt — denn Kutschen gabs damals noch nicht — von einigen wenigen begleitet, zu Heinrichen, lies sich bei ihm melden, und wurde zu ihm geführt.

„Ich wünschte einige Worte allein mit dir zu reden“ sagte er zu Heinrich, der



hierauf die übrige Gesellschaft sich zu entfernen befahl.

So bald beide allein waren, schlug Eberhard seinen Mantel zurück, lies sich auf ein Knie herab, und überreichte in Konrads Namen Krone und Scepter, die er unter seinem Mantel verborgen hatte, Heinrichen, der ganz erstaunt ihn aufzustehen ersuchte, und, noch weiter von nichts wissend, den Antrag mit Würde und Selbstgefühl seiner Gröfse ablehnte, weil Deutschland ein freies Wahlreich sey, und es keinem Könige frei stünde, sich einen Nachfolger zu ernennen.

---



---

## Heinrich,

auf Konrads Vorschlag erwählter König — Ankunft der  
Abgeordneten bei ihm.

---

Heinrichs Staunen war sehr natürlich. Er hatte wohl vernommen, daß König Konrad unpaß sey, aber welche Krankheit der König hätte? ob solche für dessen Leben gefährlich werden könne? davon hatte er nichts gewust. Gedruckte Zeitungen gab es noch nicht, weil die Buchdruckerkunst erst fünfhundert Jahr später erfunden wurde, und geschriebene Zeitungen, welche in manchen großen Städten und den benachbarten Gegenden wie geheime Spione und Angeber herumlaufen, kannte man noch weniger, da diese erst Erfindungen der verfeinerten Welt











unserer Zeiten sind. Posten waren ebenfalls noch nicht, und es gab fast gar keinen Briefwechsel; auch hielten die großen Höfe noch keine beständige Gesandte, welche wechselseitig auf die vorhandene Luft, auf Wind und Wetter in den Staaten Acht haben musten.

Befremdend war es ihm, daß Konrad, der wegen seines Alters noch lange leben konnte, den er auch als einen gesunden Mann von starker und gar nicht schwächer Leibesbeschaffenheit kannte, dem Tode so nahe seyn sollte; befremdender aber als alles, daß dieser Mann, mit welchem er so viele Jahre in Zwist und Krieg gelebt hatte, der ihm Thüringen und selbst einen Theil von Sachsen hatte nehmen wollen, jetzt ihn zu seinem Nachfolger bestimmte, und auf diese Weise dem großen, erlauchten, uneigennützigen Otto ähnlich zu werden suchte.

Dieser Gedanke war für ihn so überraschend, so auffallend, daß er in dem ersten Augenblick argwohnte, Konrad habe die



Absicht, ihn auf die Probe zu stellen, und wies den Antrag, doch ohne einige Empfindlichkeit sich merken zu lassen, gerade ab. Eberhards Miene und Anstand verriethen ihm aber bald, daß hier keine Verstellung, sondern aufrichtige Herzensmeinung sey. — Er dankte alsdann dem Eberhard aufs verbindlichste, wünschte dem Könige baldigste Genesung, wiederholte aber, daß er nicht eher etwas sagen könne, als bis er von den gesammten Ständen selbst über diesen Gegenstand unterrichtet würde; und versicherte ihn dabei der wärmsten und festesten Freundschaft.

Eberhard eilte von Heinrich zurück, und fand Konraden, der ihn von neuem brüderlich ermahnte, „mit dem Herzoge die beste und fortdauerndste Freundschaft zu unterhalten, zu dem in Fritzlar ausgeschriebenen und zur Königswahl bestimmten Reichstage zu gehen, und daselbst für Heinrichen aufs wärmste und theilnehmendste zu reden“ schon dem Ende sehr nahe.



Kaum war Konrad tod, und sein Leichenbegängnifs mit königlicher Pracht gefeiert, so gieng Eberhard nach Fritzlar, wo alsdann Heinrich mit dem lautesten Jubel und Frohlocken einstimmig gewählt wurde.

Heinrich dachte jetzt in manchen Stücken anders, als er vor zehn Jahren gedacht hatte. Er lebte zufrieden in der Ehe und in häuslicher Glückseligkeit, und seine Mathilde schuf ihm sein häusliches Leben zum irdischen Paradiese um. Sie war seine zweite Gemahlin, nachdem er sich von der erstern getrennt hatte.

Als feuriger Jüngling von ohngefähr sechs bis acht und zwanzig Jahren — denn nach alter Deutscher Sitte war man erst im dreysigsten Mann, und dachte in diesem Alter an eheliche Verbindung, da jetzt manche nach Verlauf von drei Jahrzehnten schon abgelebte Männer sind, und ihr Feuer schon verrauchet ist — sah er Hathaburg, die älteste Tochter eines Grafen Erwin von Altstädt, der aufer zwei Töchtern weiter keine Erben



hatte. Hathaburg war jung und in der Blüthe ihrer Schönheit, aber schon Wittwe. Nur wenige Monathe kostete sie das Glück ehelicher Freuden; ihr geliebter Gemahl starb; sie nahm vor Schmerz den Schleier, wollte sich der Welt entziehen, und gieng ins Kloster. Der Schleier und die Trauer schien ihre Schönheit noch zu vermehren, und der feurige Heinrich entbrannte von der heftigsten Liebe: aber der Schleier war ein gewaltiges Hinderniß. Der Bischof von Halberstadt, unter dessen Obhut das Kloster stand, welches Hathaburg zu ihrem einsamen Aufenthalte gewählt hatte, um sich von nun an nur einzig mit dem Himmel zu vermählen, schrie Heinrichs Liebe und eine Verbindung mit einer Himmelsbraut für eine Todsünde aus, und setzte sich dawider. Alle Schwierigkeiten und Hindernisse waren brennbare Stoffe, welche das glimmende Feuer der Liebe in Heinrichs Herzen unterhielten, und nährten, daß es in lodernde Flammen ausbrach. Er bestach alle Personen, welche



entweder seiner Geliebten zur Bedienung, oder Vertraute von ihr waren, um durch deren Beistand ihre Gegenliebe zu gewinnen. Ins Herz der jungen Wittwe war indess schon ein Funke gefallen, und hatte gezündet. Heinrich war groß, von kraftvollem Ansehn, und zugleich einer der schönsten unter den Sachsen, unverdorben, und ungeschwächt. Sein Bild weckte süsse, angenehme Erinnerungen in ihr auf, und sie bereuete, daß sie sich durch den Gram über den schnellen und frühzeitigen Tod ihres ersten Gatten hatte übereilen lassen, den Schleier zu nehmen. Wie gern wäre sie der feurigen Liebe des von ihr geschätzten jungen Helden und Fürsten begegnet! aber der Gedanke der Sünde quälte ihr Herz. Doch Heinrichs Vertraute wußten die Bedenklichkeiten allmählich aus dem Wege zu räumen; sie hörte jeden Tag die Anträge lieber, und willigte ein. Der Bischof drohete mit dem Bannstrahl, aber dessen ungeachtet entführte Heinrich mit seinen Gehilfen die



schöne Wittwe aus dem Kloster, und verband sich mit ihr am Altare.

Ein anderer, als des erlauchten Otto Sohn hätte so etwas nicht wagen dürfen. Der Bannstrahl des Bischofs würde ihn gewiß getroffen haben, und gefährlich für ihn geworden seyn. Aber Otto war ein zu sehr geschätzter, verehrter und gefürchteter Mann; und die Priester wusten stets zu rechter Zeit die rauhe Seite herauszukehren, und auch wieder nachzugeben. Otto galt alles beim König Ludwig, und der Erzbischof Hatto von Mainz, dem Otto eine zu wichtige Person war, suchte, nach der vorgefallenen Geschichte mit dem schon öfter erwähnten Albert von Bamberg, wodurch er in einem sehr nachtheiligen Lichte erschienen war, durch gütliche Beilegung dieser Sache sich ein Verdienst bei Otto zu erwerben.

Otto hätte gern gesehen, wenn seines Sohnes Liebe auf eine andere Person gefallen wäre, bei welcher keine solche kirchliche Hindernisse im Wege gewesen wären,



aber er kannte die menschliche Natur, und hatte seinen tugendhaften und auch sonst frommen Sohn zu lieb, um durch väterliche Gewalt eine Verbindung zu hemmen, gegen die sonst weiter nichts einzuwenden war. Er nahm unter dem Beistande des Königs und des Erzbischofs Rücksprache mit dem Bischofe von Halberstadt: und der Bischof schwieg. Man erwartete alles von der Zeit, und was man erwartet hatte, geschah.

Hoffnung ist gewöhnlich süßer, als wirklicher Genuß, und die Summe der aus dem Genusse entspringenden Freuden pflegt oft um so geringer zu seyn, je größer und gespannter die Hoffnung gewesen ist, je mehr man sich einen Himmel voll Glückseligkeit von der Befriedigung seiner Wünsche geträumt hat. Heinrich genoß mit seiner jungen Gemahlin nicht das überschwengliche Glück, wovon er sich ein so reizendes Gemählde entworfen hatte: und es gieng ihm einigermassen wie allen Verliebten, die bei Entwerfung ehelicher Aussichten den Pinsel



in die glänzenden Farben der Fantasie tauchen, und sich nach Erreichung des erwünschten Ziels wundern, wenn sie die eingebildeten Freuden und Wonnen nicht finden. Verliebtheit macht trunken, und gleicht im Genuß und in den Folgen einem Rausche, den man bereuet, wenn man wieder völlig nüchtern geworden, und zur Besonnenheit gekommen ist. Doch die gewöhnlichen Ursachen, welche die Freuden verliebter zärtlicher Brautpaare nach der ehelichen Verbindung so sehr herabstimmen, ja oft in Kälte und Gleichgültigkeit verwandeln, waren bei unserm Paare nicht vorhanden.

Heinrich war der edelste und rechtschaffenste Mann, aber er war fromm, und zwar fromm, ganz nach dem Sinne seines Zeitalters. Von Priestern, den einzigen Erziehern und Männern, welche gelehrte und wissenschaftliche Kenntnisse besaßen, geleitet, hatte er von der frühesten Kindheit an, kirchliche Begriffe eingesogen. Unbedeutende,



ja nichtswerthe Dinge, denen Pfaffenlist, Trug, und Schwärmerei einen eben so großen und noch höhern Werth beizulegen gewußt hatten, als der Tugend, waren ihm daher auch äußerst wichtig. Was im achtzehnten Jahrhunderte, wo der Geist der Deutschen Nation auf einer ungleich höhern Stufe der Aufklärung steht, einem gebildeten Manne, als die größte, als kindische Schwäche zugerechnet werden könnte, war in diesem Zeitalter verzeihlich. Im achtzehnten Jahrhunderte würde Heinrich vielleicht wie Friedrich der Große, und dieser im zehnten wie Heinrich gehandelt haben.

Er hatte als Jüngling von zwanzig Jahren seinen Vater noch unter Arnulfs Regierung nach Italien begleitet, und bei dieser Gelegenheit eine Art von Pilgerreise nach Rom zur Gruft der heiligen Apostel gemacht; und ein Schatz von seltenen Reliquien war ihm so viel werth, als ein Schatz von Schmuck und Edelgesteinen, wäre derselbe auch so groß gewesen, als der, welchen in



unsern Zeiten die Augen der In- und Ausländer in dem grünen Gewölbe zu Dresden bewundern.

So war Heinrich als Jüngling, und blieb so als Mann, weil Verhältnisse und Umstände, statt den Glaubensflor ihm vor den Augen hinwegzuziehen, nur dazu dienten, denselben zu verstärken. Alle, die ihn umgaben, dachten eben so wie er, und alle Köpfe wurden, so wie sie von der Mutterbrust kamen, mit so viel Aberglauben genährt, daß die Speise der reinern Philosophie für ihren Geist unverdaulich war. Von jedem glücklichen Ereignisse, das nichts als die Folge seiner großen Talente, seiner Tapferkeit, seiner unermüdeten Sorgfalt und getroffenen weisen Anstalten war, fanden die Priester auch noch einen religiösen Nebengrund: und sein durch sie gestimmtes Herz gab solchen Gründen gern seinen Beifall. Seit den Zeiten Ludwigs des Frommen besaß das Kloster Korvey die Ueberbleibsel des heiligen Veits, und nun war es den



Priestern sehr begreiflich, warum die Sachsen unter seiner Regierung das erste Volk in Deutschland wurden; warum die Gröfse, die Macht und der Wohlstand der Franken ganz zu den Sachsen übergegangen zu seyn schien. Heinrich selbst machte der fast durchgängig glückliche Erfolg seiner Unternehmungen immer religiöser, und er glaubte fest an die Ueberbleibsel des heiligen Veits, und ruhte nicht, die seltensten Reliquien zusammen zu treiben. In einem Vertrage mit König Karl dem Einfältigen, lies er sich von Karl die Hand des heiligen Dionysius, welche prächtig in Gold und Edelgesteinen eingefafst war, zum Unterpfand geben, und den König Rudolf von Burgund, der die heilige Lanze besafs, womit, wie die Priester behaupteten, Longin dem Heiland am Kreuze die Seite durchstochen hatte, zwang er, (nach langen Unterhandlungen, und durch Drohungen einen Kreuzzug gegen ihn zu unternehmen,) ihm diese Lanze gegen einen ansehnlichen Strich Land zu überlassen. Und



nun führte er seine Truppen nie ohne diese Lanze gegen einen Feind: sie in der Hand haltend ritt er durch die Haufen, wagte sich in das dichteste Hand-Gemenge, und beseelte seine Truppen mit Muth und mit der Hoffnung eines gewissen Siegs.

Bei solcher Denkart musste die Liebe zu der schönen jungen Wittwe recht brennend seyn, wenn er die kirchlichen Bedenklichkeiten und den Bannstrahl des Bischofs nicht achtete, sondern sich mit seiner Geliebten vermählte: aber Wunder war es auch nicht, wenn nach Erlangung seiner Wünsche, nach Abkühlung der ersten Hitze kleine Gewissenskrupel sich zu regen anfiengen. Auch bei seiner Gemahlin war dies der Fall. Sie gebahr ihm einen Sohn, der in der Geschichte unter dem Namen Thankmar bekannt ist. Die Freude darüber verscheuchte auf einige Zeit die Gewissenskrupel, aber bald stellten sie sich wieder ein. Beide kosteten in ihren wechselseitigen Umarmungen nicht ganz heitere, ungetrübte Freuden. Oft war der



Hathaburg Stirn umwölkt. Heinrich las in diesen Wolken sehr gut die Ursache, und fühlte dann ähnliche Empfindungen in seinem Herzen aufsteigen, die einen hohen Grad erreichten, als er die schöne Mathilde, Tochter des Grafen Dietrichs, der von dem berühmten Sächsischen Heerführer Wittekind abstammte, kennen lernte.

Nun bedauerte er noch mehr, daß er seiner Leidenschaft und nicht der Religion Gehör gegeben hatte. Der Gedanke, sich mit einer Himmelsverlobten vermählt zu haben, war seinem Herzen eine drückende Last. Er zog seinen Vater Otto zu Rathe, und gestand ihm offen seinen innern Harm. Der verständige Otto wies ihn an den Bischof von Halberstadt, und dieser übrigens gute Mann, der ehemahls den Bannstrahl gegen ihn hatte schleudern wollen, freuete sich, Heinrichen, den er als einen Widerspenstigen und Freidenker betrachtete, in den Schoofs der Kirche wieder zurück kehren zu sehen. Er rieth zur Trennung, als das einzige



Mittel, die Sünde der bisherigen unerlaubten Ehe wieder gut zu machen.

Heinrich wünschte, die ihm werthe und von ihm geschätzte Hathaburg durch eigne Eröffnung dieser Nachricht nicht zu kränken, und ersuchte den Bischof, mit ihr darüber zu reden. Der Bischof nahm mit Freuden diese Angelegenheit auf sich, und verstand das Herz der schönen Hathaburg so zu lenken, daß sie selbst mit Inbrunst, obgleich nicht ohne einigen Schmerz, nach dem Augenblick sich sehnte, wo sie von ihrem theuren Gemahl getrennt, durch Wiederanlegung des Schleiers der Welt sich entziehen, und sich ganz dem Dienste des Erlösers und der unsterblichen Gottheit widmen könnte.

Wehmuth empfand Heinrich bei dieser Trennung, eine Wehmuth die aus seinem wohlwollenden, mitfühlenden Herzen entsprang; allein die Erleichterung, von den Gewissensbanden frei zu seyn, und das Feuer der Liebe zu der schönen Mathilde, welche die Stelle der Hathaburg in seinem Herzen



einnahm, machten diese Gemüthsstimmung bald verschwinden; und er fühlte sich ganz glücklich, als noch im ersten Jahr seiner neuen Ehe, kurz nach dem Antritt der Regierung König Konrads, Mathilde ihm einen Sohn gebahr, der in der Geschichte unter dem Namen Otto der Grofse so berühmt geworden ist.

Mathilde war eine liebenswürdige Frau: sie hatte weibliche Schwächen, denen aber Heinrich zu begegnen wuste, und die er übersah, weil zuweilen gewisse Schwächen der Frauenzimmer Veranlassung und Quellen anderer Vorzüge werden, die sie ohne jene nicht besitzen würden, und dies war der Fall bei Mathilden. Heinrich lebte sehr vergnügt mit ihr. Hielten ihn nicht Kriege oder Regierungsgeschäfte von ihr entfernt, nöthigte ihn nicht das Wohl des Landes, sie einige Zeit zu missen, so schenkte er ihr und seinen Kindern fast alle Stunden der Muße, und lies sie Theil an allen Vergnügungen nehmen, selbst an den Vergnügungen der Jagd.



Ganz anders waren in diesen Zeiten die Jagden als sie in den unsrigen sind. Deutsche Grofse hegten und fütterten nicht auf Kosten der Unterthanen eine Menge Wildpret, blofs um sich eine Lust zu machen. Jagden waren zwar ein Vergnügen, aber man betrachtete sie auch eben so sehr als Pflicht, und stellte sie beständig an, um das Land von wilden Ebern, Hirschen und andern hohen und niederm Wildpret, ja auch von Bären und reissenden Thieren zu reinigen. Dies war der Zweck; das Vergnügen aber nur eine Nebenabsicht, und entsprang selbst aus dem Bewustseyn, ein Thier zu erlegen, das dem Anbauer des Landes die Früchte seiner Arbeit, seines emsigen Fleiffes fresse. Jetzt hingegen ist es ganz umgekehrt. Man jagt und tödtet nicht das Wildpret, um das Land davon zu reinigen: man hegt es, dafs es dem Landbauer die Früchte seiner mühseligen Arbeiten fressen möge, um alsdann sich eine Lust mit dem Jagen zu machen: man hezt Wildpret, um



in dem Anblicke eines von Hunden gemarterten Thieres unnützer Weise seine Augen zu weiden. Ein solcher Gedanke kam damals in keines Menschen Sinn.

Alle freie Leute konnten jagen. Frauenzimmer ritten zu Pferde mit in die Wälder, sahen der Erlegung eines Thiers zu, oder führten selbst Bogen und Pfeil, oder ließen von ihrer Hand den Stossvogel fliegen. Das nördliche Deutschland war wegen seiner vielen und dichten Wälder noch so kalt, daß auf seinen Gebürgen Falken hauseten, welche wir jetzt aus Norwegen bekommen. Aebte, Aebtissinnen, Mönche hatten Stossvogel und Kuppeln von Jagdhunden. Karl der Große wollte es zwar nicht erlauben, daß Mönche jagen sollten, ob er ihnen gleich Jagdreviere zugestand, „damit sie Leder bekämen zu ihren Büchern, und Pelzwerk zu ihren Handschuhen und Kleidungsstücken“ und ließ wiederholte Befehle wider die Jagden der Geistlichen ergehen, weil es gegen den Zweck ihres Wandels wäre, und gegen andere ihnen



obliegende Pflichten stritte; aber man vergaß diese Befehle. Wildpret wurde für das kräftigste Fleisch gehalten, und den Mönchen war alles andere Fleisch zu essen verboten, Wildpret ausgenommen; wahrscheinlich um das Land immer mehr davon zu befreien, und den Ackerbau zu befördern.

Heinrich erlegte manchemahl in einem Tage dreißig bis vierzig Stück Eber, Hirsche, und auch mitunter Bären und Wölfe. Die Gegenden des Harzes und die mit anmuthigen Thälern und herrlichen Auen abwechselnden, reizenden Gegenden Thüringens waren sein liebster Aufenthalt, wenn nicht dringende Geschäfte ihn nach andern Ländern hinzogen. Seine Mathilde begleitete ihn nun oft auf den Jagdstreifereien: aber meistentheils stellte er, um mit ihr zugleich sich ein Vergnügen zu machen, weil ihr zarter Körperbau die Anstrengungen der Thier-Jagden nicht viel erlaubte, Vogelfänge an, stellte Netze, und lauerte mit ihr in der Vogelhütte, indess sich in den Netzen und



ausgestellten Sprenkeln die herbeigelockten Vögel fiengen, die sie in Gemeinschaft alsdann aus den Garnen befreieten, und in vorhandene Käfige und Vogelbauer schlossen.

So saß er nun auch mit seiner Mathilde im Gebüsch in einer Vogelhütte, und hatte Netze ausgestellt, als aus Fritzlar die Abgeordneten ankamen, ihm im Namen der Stände die Bothschaft zu bringen, daß er einmüthig zum König der Deutschen ernannt worden sey. Die Abgeordneten hatten, als sie bei ihrer Ankunft hörten, wo er war, ihn sogleich in der Hütte selbst aufgesucht, was freilich unsern jetzigen Sitten ganz entgegen seyn würde. Aber damahls hatte der Orient, der Vater der Religionen, des religiösen und politischen Pompes, Deutschland noch nicht mit jener Etikette angesteckt, die von den Höfen der Kalifen, über Afrika und zuletzt Spanien, endlich auch durch Spanien zu uns gekommen ist, daher wir sie noch jetzt mit dem Namen der Spanischen Etikette benennen.



Unvermuthet kam Heinrichen die Nachricht nicht, desto unvermutheter aber der Mathilde, weil er ihr von dem, was des verstorbenen Königs Bruder Eberhard vor einiger Zeit bei ihm gewollt, nichts hatte merken lassen; denn Regierungsgeschäfte, glaubte er, wären nicht die Bestimmung der Frauen, und ein Staat würde schwerlich gut regiert werden, wo ein Weib die Hände mit im Spiel habe.

Die dem Ohre der Mathilde so angenehme Ueberraschung spannte die Muskeln ihrer Arme, von welchen der linke auf Heinrichs Achsel geruhet hatte, schnell ab, daß beide Arme nachlässig in den Schoofs sanken, indess ihre Blicke mit Sanftmuth und Wohlwollen auf die Abgeordneten gerichtet waren.

Heinrich hatte schon beschlossen, den Antrag, welchem er mit Gewissheit entgegen sehen konnte, anzunehmen. Vor zehn Jahren würde der schmeichelhafte Gedanke, Oberhaupt und König eines so ausgedehnten



Reichs zu seyn, den Hauptbestandtheil dieses Entschlusses ausgemacht haben; jetzt aber war ihm das Königthum mehr ein bitterer Trank, und jener Gedanke nur der süßliche Zusatz, um ihn leichter zu nehmen. In den Kriegen mit Konrad hatte er lebhaft die Wahrheit von dem gefühlt, was sein Vater Otto ihm vom König Pyrrhus und dessen Minister Kyneas erzählt hatte, daß, um glücklich zu leben, er schon Land und Ehre genug habe. Mehreres würde ihm nur zur Last dienen. Aber der Gedanke und das erhabene Selbstgefühl, — das nicht aus Eitelkeit, sondern aus völligem, überzeugendem, Bewustseyn entsprang, — er sey unter allen Deutschen an Geist und Macht der einzige, der mit Kraft die große Bürde einer solchen Regierungslast tragen, und die gesammten Kräfte der Deutschen vereinigen könnte, um Deutschland auf eine allen Nachbarn furchtbare, und dadurch ihm selbst wohlthätige Höhe zu heben; dies war es, was ihn sogleich gestimmt hatte, den Wunsch



seines Vorgängers und den Wunsch der Stände zu erfüllen, und König Konrads Nachfolger zu werden.

Mit ungleich mehrerem Gleichmuth und unter ganz andern Herzensbewegungen hörte er daher den Vortrag des abgeordneten Ritters an, der in dem Augenblicke vor ihm getreten war, als er eben einen Vogel in den Käfig steckte.

Vollkommen übereinstimmend mit dem, was er fühlte und dachte, antwortete er daher nach Ende der Rede des vortragenden Ritters.

„Ich würde die erhabenen Stände beleidigen, wenn ich in meinen Jahren, ohne solche gegründete Entschuldigung zu haben, wie mein Vater, den Alter und Krankheit, wie auch sein bald darauf erfolgter Tod zeigte, euren ehrenvollen Antrag nicht annehmen wollte. Ich fühl' es, welche Erkenntlichkeit ich den Ständen für die mir dadurch erwiesene Ehre, für das geschenkte Vertrauen schuldig bin: allein ich fühle



auch die ganze Schwere der Last, die ich dadurch übernehme. Die königliche Würde fuhr er lächelnd fort: „ist, wie dieses Bauer hier, ein vergoldeter Käfig, in das ich, die freien väterlichen Fluren verlassend, dem gefangenen Vogel ähnlich, jetzt gehe: aber glaubt nicht, daß es die lockenden Beeren der Ehre und des Ansehns sind, welche mich kirren, mich den Netzen des Königthums zu nähern, und in dessen Garne zu fallen.“

„Mit nichten“ entgegnete lächelnd der vortragende Ritter: „bist du dem Vogel ähnlich. Du gleichst vielmehr dem Vogelsteller und wir den Vögeln, die willig und gern unter deine aus Helden- und Fürstentugenden gewebten Garne gehen, weil wir unter ihnen vor Falken und andern Stößern sicher sind, und in dem goldenen Bauer deines Königthums unter deiner Obhut friedliche Ruhe und Nahrung finden.“

„Ein Bauer darf das Königthum euch nie werden“ erwiederte Heinrich: „wenigstens kein verschlossenes, sondern nur ein



Obdach, unter welchem freier Ein- und Ausgang ist. Die beste Nahrung ist edlen Seelen kein Ersatz für Schranken, wodurch ihre Freiheit geschmälert wird. — Nur zu eurem Wohl mag daher dies Gleichniß von mir gelten. Für euch will ich Vogelsteller seyn, der den Falken und Stößern durch ausgestellte Netze auflauert, und auch mit Geschofs für eure Sicherheit und für euer Wohl wacht.“

„Diese beglückende Antwort können wir also den Ständen zurückbringen?“ sagte der abgeordnete Ritter.

„Ja“! antwortete Heinrich: „und zugleich meinen Dank für das mir schätzbare Vertrauen, welches ich unablässig in Zukunft noch mehr zu verdienen mir Mühe geben werde. Doch zuvor werdet ihr erst die Güte haben, mit mir und meiner Gemahlin noch einige Tage das Vergnügen der Jagd zu theilen, und alsdann mit mir nach meinem Schlosse zurückkehren, und mit einem kleinen Freudenmahle vorlieb nehmen.“



Angenehm und unter lauten Freuden wurde die Jagd beendigt, wie noch keine beendigt war: und dann ritt Heinrich mit seiner Gemahlin und den Abgeordneten nach seinem Residenz-Schlosse zurück, wo Mathilde für ein Gastmahl sorgte, das sich nach Heinrichs Sitte mehr durch herzliche und allgemein dabei herrschende Fröhlichkeit, als durch äufsern Pomp, auszeichnete. Heinrich liebte, wie gewöhnlich alle mit grofsen Talenten begabte Männer, keinen Prunk. Aeufseres Gepränge und Etikette vertraten an Höfen und in den Kreisen der Grofsen und Vornehmen meistentheils die Stelle des Verstandes, um denen, welche wegen ihrer Unwissenheit und ihres Mangels am Verstande der Verachtung, dem Mitleiden, oder der Gleichgültigkeit ausgesetzt seyn würden, Ansehn zu verschaffen. Je schwächer Fürsten, oder überhaupt Menschen sind, je begrenzter ihre Köpfe, desto mehr suchen sie durch äufsern Schein und äufseres Gepränge zu glänzen. Heinrich gehörte nicht zu der



eitlen Klasse von Menschen; Gefühl und Bewustseyn seines Werthes machte ihm allen thörigten Prunk kleiner Geister zuwider.

Mathilde hatte mehr Anlage dazu. Sie dachte stets mit Behaglichkeit und mit einem kleinen Ahnenstolze daran, daß sie die Urenkelin des berühmten Heerführers der Sachsen, Wittekinds, war: und es war ihr eine süsse Vorstellung, Gemahlin eines Fürsten zu seyn, der durch seine Fähigkeiten und sein Glück die Sachsen wieder auf die hohe Stufe der Macht hinauf hob, auf welcher sie unter dem großen Wittekind standen, ehe dieser nach dem gewaltigsten Kampfe und Widerstande der Uebermacht Karls des Großen auf eine Zeitlang hatte nachgeben müssen. Der Keim der Eitelkeit konnte aber durch Heinrichs kluges Benehmen nicht sehr in die Höhe schiessen; er hielt sie gehörig unter der Scheere, ohne daß Mathilde selbst es merkte: doch zeigte sich diese Leidenschaft, wenn sie auch gar nicht mehr vorhanden zu seyn schien, zuweilen plötzlich wieder,



wie die Wucherpflanzen, die da, wo sie einmal Wurzel gefast, ohne die sorgfältigste Ausjätung nicht auszurotten sind. Mathilde suchte allen ihren Schmuck, der fast seit ihrem Vermählungstage in Verwahrung unter Schloß und Riegel gelegen hatte, hervor, um bei diesem freudenvollen Gastmahle als Fürstin und künftige Königin der Deutschen zu glänzen, und ihre Schönheit noch mehr zu erheben. Auch vergönnte Heinrich ihr diese kleine Befriedigung einer Neigung, die bei dem Frauenzimmer eine Art von Instinkt zu seyn, und mit ihrem Wesen ganz verwebt zu seyn scheint.

Doch ihre Freude hatte auch noch einen festern und ihr zur Ehre gereichenden Grund, als jene Schwäche, die man zwar nicht dem Manne, wohl aber dem andern Geschlechte so gern verzeiht. Seit ihres Schwiegervaters, des erlauchten Otto, Tode hatten die beständigen Kriege mit Konrad und den Slavischen Völkern nicht nur ihren Gemahl den größten Theil des Jahrs von



ihrer Seite gerissen, sondern setzten ihn auch unaufhörlichen Gefahren aus. Sie schwebte in beständiger Furcht ihn zu verlieren, da er sich von seinem unerschrockenen Muth oft verleiten lies, sich in die dichtesten Haufen der Feinde zu wagen, und das Heer durch sein eigen Beispiel mit Muth zu beleben, daß er auch mehr als einmahl in große Lebensgefahr gekommen war. Aber nun konnte sie durch die glückliche Königswahl, da die ganze Macht der Sachsen und Thüringer mit dem größten Theile seiner ehemaligen Gegner vereinigt wurde, hoffen, ihn länger um sich zu haben, und endlich in Ruhe und Friede seiner Gegenwart so zu genießen, wie sie solche nach völlig aufgehobenen Fehden mit Konrad bereits genossen hatte. Alle diese Gedanken erhöhten die Farbe ihrer Schönheit, erhöhten ihre Freuden, und sie war unter allen Personen, welche an dem jetzigen Zuwachs der Ehre und Macht ihres Gemahls freudenvollen Antheil nahmen, diejenige, welche am meisten



empfand. Sie both daher auch alle ihre Erfindungskraft auf, den Gesandten, diesen glücklichen Ueberbringern einer ihr so frohen Nachricht, den kurzen Aufenthalt an Heinrichs Hofe so angenehm, als möglich, zu machen, und sie durch Gefälligkeit, durch zuvorkommendes artiges Betragen ganz für sich einzunehmen.

Um was sie sich bemühte, und es auch erreichte, das gelang Heinrichen, ohne einige Kunst dabei anzuwenden. Er verband mit dem größten Heldenmuthe, und einem Ansehn, das jedem Ehrfurcht einflößte, so viel liebeiches Wesen, dafs er schon von früher Jugend an alle, die um ihn waren, fesselte, und die Sachsen und Thüringer so anhänglich an sich machte, dafs sie Gut und Blut für ihn wagten. Durch dies nämliche liebeiche Wesen, das ihm so natürlich war, durch die Offenheit und Geradheit in seinen Reden und Mienen hingerissen, und ganz von ihm bezaubert, verliessen die Gesandten, unter süßen Träumen und ahnenden Hoff-



nungen von künftigen glücklichen Zeiten, ihn und seine Gemahlin, um nach Fritzlar zurückzukehren, den Ständen seine Zusage zu überbringen, und zugleich die Bothschafter seiner baldigen persönlichen Ankunft daselbst zu seyn.

Glücklich kamen die Gesandten in Fritzlar an, und erzählten mit lautem Jubel und Frohlocken, wie Heinrich sie aufgenommen habe, und daß er bald selbst ankommen würde.

„Bei unserer Ankunft in seinem Residenzschlosse“ sagte der Ritter, und erste unter den Abgeordneten zu den versammelten Ständen: „hörten wir, daß er auf einer entlegenen Jagd sey, und erst nach einigen Tagen zurückkehren würde. Wir machten uns daher selbst auf den Weg, und trafen ihn mit seiner Gemahlin in der Vogelhütte, eben im Begriff einen gefangenen Vogel in den Käfig zu stecken.“

„Was wir unterwegs überall von ihm hörten, was wir sahen, bewies das Glück der



Bewohner Sachsens und Thüringens. Eines jeden Mund war voll von dem Lobe des Herzogs, jeder erzählte, wie glücklich und zufrieden derselbe mit seiner Mathilde lebte, und dadurch allen mit einem nachahmungswerthen Beispiele vorgieng. Alles dies lies uns aber fast befürchten, Heinrich möchte, wie sein Vater Otto, das Königthum nicht annehmen, sondern sich bedanken, war uns aber nachher, da wir uns auf eine angenehme Weise in dieser Furcht getäuscht sahen, ein hinlänglicher Beweis der Wahrheit dessen, was er uns auf unsern Antrag erwiederte, nämlich:“

„Er habe keine solche gegründete Entschuldigung, wie sein Vater, den ihm so ehrenvollen Antrag nicht anzunehmen. Er erkenne mit vielem Danke das ihm so schätzbare Vertrauen der Stände, und wolle die Würde und die damit verbundene Last der Geschäfte, welche er sehr gut kenne, übernehmen: wir sollten daher nicht glauben, daß es die lockenden Beeren der Ehre und



des Ansehns sey, was ihn kirrte. Das Königthum sey für ihn ein vergoldetes Bauer, in das er, wie der Vogel, den er eben in ein solches Bauer gesteckt, gehe, und dagegen die freien Fluren Sachsens und Thüringens verlasse. Aber die Pflichten, welche er Deutschland schuldig sey, ließen ihn die Mühen, denen er sich durch Annahme der königlichen Würde unterzöge, nicht achten, und er wolle daher gern, jene freien Fluren verlassend, in das Bauer gehen.“

„Nicht dem Vogel“ sagte ich: „würde er alsdann gleichen, sondern einem vortreflichen Vogelsteller, und wir Deutschen vielmehr den Vögeln, die gern und willig unter seine aus Helden- und Fürstentugenden gewebten Garne giengen, weil sie darunter vor Falken und Stößern sicher wären, und in dem goldenen Bauer seines Königthums unter seiner Obhut friedliche Ruhe und Nahrung zu finden hofften.“

„Ein goldenes Bauer“ entgegnete er dann: „dürfe nie das Königthum für die



Deutschen werden, wenigstens kein verschlossenes, sondern nur ein Obdach, unter welchem freier Ein- und Ausgang sey. Die beste Nahrung sey edlen Seelen kein Ersatz für Schranken, wodurch die Freiheit geschmälert würde. Nur zu aller andern Deutschen Besten wolle er das Gleichniß eines Vogelstellers von sich gelten lassen. Für die Deutschen wolle er Vogelsteller seyn, der den Falken und Stößern durch aufgestellte Netze auflaure, und mit Geschofs für sie wache. Diese Antwort sollten wir mit seinem wiederholten Danke euch überbringen.“ —

„Ja, ja“ rief einer der Anwesenden: „du und ihr übrigen Abgeordneten seyd selbst ein Beweis, was für ein guter Vogelsteller er ist, wie er die schlaunen Vögel unter den Menschen zu fangen, sie in sein Garn zu locken, und ihre Herzen mit Liebreitz zu umstricken weis, und darum mag er auch in Zukunft der Vogelsteller heißen.“



Und dieser bildliche Ausdruck ist Heinrichen geblieben bis auf den heutigen Tag. Nur wuste Niemand, was dieser Ausdruck eigentlich sagen wollte. Es verdroß manchen sogar, daß ein so großer Mann, der durch seine Thaten und durch sein unaufhörliches Bestreben um das Wohl Deutschlands, mehr als irgend Jemand den Namen des Großen verdiente, der Vogelsteller heißen sollte, weil die Abgeordneten ihn beim Vogelfange getroffen hätten, und die meisten hielten daher die ganze Geschichte für ein Märchen der mittlern Zeiten: aber hoffentlich wird man durch diese bildliche Erklärung, die wir in einer alten und bisher unbekannten Kronik gefunden haben, mit dem Ausdruck des Vogelstellers wieder versöhnt werden.

Heinrich kam bald darauf selbst nach Fritzlar, und legte den Ständen und den übrigen zahlreich daselbst versammelten Deutschen bald einen Beweis von seiner Gabe ab, Menschenherzen durch liebeiches Wesen



an sich zu ziehen. Herablassung und Bescheidenheit waren Tugenden, die jeden für ihn einnahmen, von letzterer verstand er aber auch noch, mit Klugheit fruchtbaren Gebrauch zu machen, wovon er ein Beispiel gab, als man ihn salben und krönen wollte.

Heriger, Erzbischof von Mainz, mit der erzbischöflichen Inful auf dem Kopfe, und einer Stola \*) von Leinewand bekleidet, führte, mit seiner linken Heinrichs rechte

---

\*) Einigen Lesern zu Gefallen, die vielleicht nicht wissen, was Inful und Stola ist, will ich hier mit ein Paar Worten anmerken, daß Inful eine Art Mütze mit zwei spitzig zugehenden Blättern ist, von denen eins das alte, das andere das Neue Testament bedeuten soll, und von den Bischöfen bei gewissen Feierlichkeiten aufgesetzt wird, wenn sie in ihrem völligen Schmuck erscheinen. Einige Aebte dürfen auch Infuln tragen, und diese heissen dann infulirte Aebte. Stola ist eine lange und breite mit drei Kreuzen versehene und auf beiden Seiten des Halses bis auf die Füße herabgehende Binde, welche die katholischen Priester über dem Chorchemde haben, und sie beim Messe - Lesen kreuzweise über den Bauch binden.



Hand ergreifend, ihn vor das zahlreich versammelte Volk, und rief:

„Ich stelle euch hier den von Gott erwählten, von dem weiland verstorbenen Könige Konrad vorgeschlagenen, und von den Ständen ernannten König Heinrich vor: und gefällt euch diese Wahl, so hebt zum Zeichen eure Hände gen Himmel empor.“

Die ganze Menge Volk hob alsdann die Hände in die Höh, und rief ihm ein Es lebe etc. etc. nebst tausend Wünschen zu.

Alsdann nahm der Bischof das Schwert mit dem Gürtel, wendete sich gegen den König, und gab es ihm mit den Worten: „Nimm dies Schwert, und verjage damit alle Feinde des Heilandes, so wie überhaupt alle Feinde und böse Christen, vermöge der von Gott dir übertragenen Macht, und der ganzen Gewalt der Franken, \*) zur Befesti-

---

\*) Deutschland hiefs nämlich damals noch Ostfranken, und Frankreich Westfranken.



gung des Friedens in der gesammten Christenheit.“

Hierauf nahm er die Armbänder und den Mantel. „Dieses bis auf die Erde herabhängende Gewand“ sagte er: „erinnere dich, daß dein Eifer für den Glauben stets glühe, und daß du bis an dein Ende darin fortfahren mögest.“

Ferner ergriff er Stab und Scepter und sagte: „bei diesen Insignien erinnere ich dich, mit väterlicher Gewalt dein Reich zu regieren, und die Ungehorsamen väterlich zu strafen.“

Endlich griff er auch nach dem Oele, um ihn der Sitte gemäß zu salben; eine Sitte, die ebenfalls zu uns aus den heißen Ländern des Morgenlandes gekommen ist. Dort sind nämlich gewürzhafte wohlriechende Oele gewöhnlicher, und man versuchte wegen des Wohlgeruchs frühzeitiger, als bei uns, sie anfangs bei Lähmungen und ähnlichen Zufällen mit nützlicher Wirkung anzuwenden, bis man zuletzt auch anfieng, bildlichen



Gebrauch davon zu machen: so wie man das Wasser der Taufe ebenfalls als ein Bild der Seelenwaschung braucht. Räder am Wagen, und Räder in Maschinenwerken öhlte man ein, damit sie desto besser und geschmeidiger gehen sollten, und so öhlte man das Cranium regierender Häupter ein, um anzudeuten, daß von nun an die Verstandesräder vorzüglich gut im Gange seyn müsten, und nicht einrosten dürften.

Auch zu religiösen Bestimmungen wurden zuerst im Morgenlande die Oehle gebraucht. Jakob auf seiner Reise gen Haran ermattete, wurde müde und legte sich schlafen. Sein Kopf lag auf einem harten Steine, und ihm träumte, er sähe eine Himmelsleiter, die von dem Himmel herab bis auf die Erde reiche, an welcher die Engel auf und nieder stiegen, und oben auf derselben der Herr ihm verkündigte, daß sein Saame wie der Staub auf der Erde werden sollte, daß durch ihn alle Geschlechter auf Erden sollten gesegnet werden, und daß der Herr



stets wollte mit ihm seyn. Als Jakob nun aufwachte, und seinen Kopf von dem harten Steine in die Höhe hob, wuste er gar nicht, wie ihm geschehen war. „Der Herr ist an diesem Orte“ sagte er: „stand auf, richtete den Stein auf zu einem Denkmahle, salbte ihn mit Oehl, und weihte ihn dadurch dem Herrn. Und darum salbt man noch in vielen Ländern Mauern von Kirchen, oder Steine von Altären, welche eingeweiht werden sollen.

Das Salben oder Oehlen wurde auf diese Weise durch die Priester zu einer heiligen Handlung gemacht, und gekrönte Häupter durch die Oehlung gleichsam Gott geweiht.

Als Bischof Heriger daher auch endlich zu dem Oehle griff, um Heinrichen damit zu salben, dankte er für diese heilige Handlung, so wie auch für die Aufsetzung der Krone mit der Versicherung, „dafs er sich zu einer so heiligen Handlung, wie auch der Ehre des Diadems nicht würdig fühle,



und mit der Liebe und den wohlwollenden Gesinnungen der Deutschen, die er zu besitzen sich schmeichete, vollkommen zufrieden sey.“

Diese kluge Bescheidenheit that die glücklichste Wirkung. Das von seiner Demuth erstaunte Volk jubelte in den lautesten Freuden, und rief dem neuen Könige unzählige Vivats und Glück-Wünsche zu.

Nie hat ein Fürst die Hoffnung, welche Völker sich von ihm machten, so erfüllt, als Heinrich. Wie ihn, hat Deutschland nie wieder ein Oberhaupt gehabt. Ihm verdankten die Deutschen eine neue Kriegskunst, wodurch sie bei ihrem grossen Muthe die ihnen noch vor kurzem so furchtbaren Hunnen in allen Schlachten besiegten, sie auf immer aus Deutschland trieben, und sie nebst den Slavischen Völkern von sich abhängig machten. Zu der Ueberlegenheit der Deutschen in den folgenden Jahrhunderten legte er den Grund, auf welchem sein ihm sehr nahe kommender Sohn, Otto der Grosse weiter



bauete. Er zerstörte und zernichtete die Fehden, wodurch die Deutschen sich selbst aufrieben, und ihr Land den Verheerungen grausamer Feinde bloß stellten: und das nördliche Deutschland verdankt ihm die Anlegung einer Menge Städte, woran es noch gänzlich fehlte. „Unter den Augen seines Vaters in großen Geschäften gebildet, erhielt sein fester Verstand die Herrschaft über seine Leidenschaften: reife Beurtheilung in der Auswahl der Mittel zu seinen Zwecken, Gegenwart des Geistes, unermüdliche Thätigkeit, sicher gehende Beharrlichkeit, und rasche unaufhaltsame Schnelligkeit im Streben nach dem Ziele, machen die Hauptzüge im Bilde dieses Helden.“ \*)

In seiner ganzen Regierung, welche wie eine That sich darstellt, leiteten ihn im Krieg und Frieden, Redlichkeit, Gerechtigkeit, (selbst wenn sie sein Herz

---

\*) S. Krause Geschichte des heutigen Europa. Dritter Band.



verwundeten, indem er auch in solchen Fällen nicht der Vorbitte seiner von ihm so geliebten Gemahlin Mathilde nachgab;) Menschlichkeit, Wohlthätigkeit. Nie führte er einen ungerechten Krieg. —

Und das Cranium dieses Königs war nie gesalbt worden, weil er durchaus kein gesalbtes Haupt seyn mochte.











---

Ferdinand II. und Andres Thonradtel.

**D**ie Umkehrung der Dinge, welche durch das Streben nach Religionsfreiheit, Reformation der Religion in dem vergangenen und vorvorigen Jahrhunderte hervor gebracht wurde, hat im Ganzen und im Einzelnen viel Aehnliches mit derjenigen, welche in den jetzigen Zeiten durch das Streben nach bürgerlicher Freiheit und Gleichheit ihren Anfang genommen.

Jene wurde in Deutschland, die jetzige in Frankreich gebohren. Damahls stritt der Deutsche gegen das Papstthum, schwur ihm ewigen Haß, und rief in Kirchenliedern, in Litaneien, den Himmel um Schutz



und Beistand gegen dasselbe an. Jetzt kämpft der Franzose gegen das Königthum, schwört ihm ewigen Haß und feiert die Vertilgung desselben aus den Ländern zwischen den Alpen, dem Rhein und den Pyrenäen in jährlichen feierlichen Volksfesten.

Wie der Jakobiner, kühn und schmähend gegen Könige und Königthum, so und noch kühner, noch schmähender donnerte Luther gegen Papst und Päpstliche Herrschaft.

Aristokratische Schriftsteller geben sich Mühe, der Welt glaubend zu machen, Rousseau, Voltaire, die Verfasser der Encyclopädie, und andere hätten durch Verbreitung allgemeiner Vernunftgrundsätze, welche von dem Volke mißgedeutet worden, die Französische Revolution bewirkt. Damahls behaupteten Papistische Schriftsteller: alle Aufre, und Schwärmereien wären Folgen von Luthers und seiner Anhänger Schriften.

„Aus deinen Lehren“ antwortete Herzog Georg von Sachsen Luthern, der an ihn ge-



schrieben hatte; „ist nichts entsprungen als Lästung Gottes und des heiligen hochwürdigen Sacraments, der allerheiligsten Gottesgebährerin und aller Heiligen. Alle verworfene Ketzereien sind dadurch wieder erneuert, aller Gottesdienst zerstört worden. Wann sind wohl mehr Empörungen wider die Obrigkeit, mehr Beraubungen armer geistlicher Häuser, mehr Diebereien und Räubereien gewesen, als seit deinem Evangelium?“ Eben dieser Georg lies sogar einem Buchhändler, der gegen das Wormser Kaiserliche Edict Luthers Schriften öffentlich verkauft hatte, den Kopf abschlagen! Die Geschichte hat von diesem Buchhändler weiter nichts hinterlassen, ob derselbe in seinem Wandel ein gerechter oder ungerechter Mann gewesen; aber der, in dessen Augen das Haupt eines Lazarus mehr Werth hat, als das Haupt des reichen Mannes, wird es wissen, ob jenem Buchhändler oder Ludwig dem sechzehnten grösseres Unrecht widerfahren ist.



Acht Jahre hat die Französische Revolution bis jetzt gedauert; und hundert Jahre hatte schon die Revolution der Reformation gedauert; Deutschland hatte schon den Bauern - und Schmalkaldischen Krieg, Frankreich schreckliche innere Unruhen, und die Bartholomäus-Nacht, England, Holland, Dänemark, Schweden und Polen abscheuliche Auftritte gesehen, als noch zum Beschluß in unserm Vaterlande der entsetzliche dreißigjährige Krieg ausbrach, der es in Künsten, Wissenschaften und Kultur um ein ganzes Jahrhundert zurücksetzte.

Was einige Jahre hindurch in Frankreich das Messer der Guillotine war für Aristokraten, welche nicht glauben wollten an Freiheit und Gleichheit, das waren mehr als ein Jahrhundert hindurch in halb Europa die Feuerbrände der Scheiterhaufen, oder das Schwert des Scharfrichters für die, welche nicht glauben wollten an die Allerheiligen, an Ablass, Brigittengebet, Butterbriefe, Fasten, Fegefeuer, Firmelung, Palmenesel, Palmen-



schliessen, Seelenmessen, Wallfahrten, Weihwasser, Weihsalz und ähnliche solche Dinge.

Der berühmte Alba rühmte sich, er habe zwanzig tausend Menschen durch das Schwert des Scharfrichters in den Niederlanden hinrichten lassen. So viel mir bewußt ist, rühmte sich Robespierre der Opfer, die während seiner Dictatur umkamen, nicht; sondern betrachtete die gefallenen Opfer nur als ein kleineres Uebel, das, um ein größeres zu vermeiden, gewählt werden müsse. — Albaische Herzenswonne empfand er über die hingerichteten Opfer nicht.

Doch ich will in dieser Vergleichung zweier so merkwürdigen Revolutionen, (mit denen in der Geschichte Europa's, und mit der letztern vielleicht in der allgemeinen Weltgeschichte ein neuer Zeitraum sich anfangen wird,) nicht weiter gehen. Welche von beiden von größerem Umfange, welche von wohlthätigerem Einflusse seyn wird, kann der Seher vermuthen, die Nachwelt aber nur aus den Erfolgnissen wirklich darthun.



Unwillkührlich drängten sich mir diese Gedanken beim Entwerfen eines Auftritts aus dem Anfange des dreißigjährigen Krieges auf, und ich hielt es nicht für überflüssig, sie vorangehen zu lassen, um manche, die mündlich und schriftlich über die Begebenheiten der französischen Revolution aburtheilen, zu erinnern, rückwärts in die Vergangenheit etwas schärfer zu blicken, und sich mit den Staatsumwälzungen mehrerer Zeiten und Völker etwas umständlicher bekannt zu machen.

Nun zu Ferdinand dem Zweiten und Thonradtel.

Einen glänzenden Zeitpunkt hatte das Habsburgische Geschlecht, mächtig und furchtbar durch Heirathen und ein Zusammentreffen glücklicher Umstände, noch nicht gesehen, als unter Kaiser Karl dem fünften und dessen Bruder Ferdinand dem ersten.\*)

---

\*) Vielleicht wird Manchen ein kleiner Abriss der Vergrößerungsgeschichte des Habsburgischen Geschlechts



Aber das Glück der Herscher und herschenden Geschlechter, steht wie das Glück anderer Menschen auf einem Rade. Schon Fer-

---

innerhalb funfzig Jahren hier nicht unangenehm seyn, weil die Bekanntschaft damit auch zum bessern Verständniß des Folgenden dient. Kaiser Maximilian I. erheirathete mit König Karl des Kühnen von Burgund Tochter das Königreich Burgund, (1479) und behielt nach ihrem bald darauf erfolgten Tode die Niederlande. Sein Sohn Philipp, erhielt mit König Ferdinands von Spanien Tochter die ganze Spanische Monarchie, (1496.) Von Philips beiden Söhnen Karl dem fünften, und Ferdinand dem ersten erheirathete der letztere die Königreiche Böhmen und Ungarn, (1526.) Dieser Ferdinand wurde der Stammvater der Oesterreichischen Monarchen, bis auf Kaiser Karl den sechsten, mit welchem die männliche Nachkommenschaft Rudolfs von Habsburg erlosch. Ferdinand hinterlies drei Söhne, Kaiser Maximilian den Zweiten, Ferdinanden, der die vorderösterreichischen Länder und Tirol erhielt, und Karl Herzogen von Steier, Kärnthen und Krain. Maximilian II. hinterlies sechs Söhne, von denen Rudolf II., und Mathias Kaiser waren, alle sechs starben Kinderlos. Karls Sohn war Ferdinand II., der alle seine Vetter beerbte, und die ganze Oesterreichische Monarchie wieder vereinigte.



dinands des ersten Enkel Ferdinand der Zweite, Besitzer von Ungarn, Böhmen, Mähren, Schlesien, Lausitz und aller Teutsch-Oeserreichischen Länder, befand sich beim Antritte seiner Regierung dieser gesammten Staaten in einer bedrängtern Lage, als Ludwig der Sechzehnte bei Unterschreibung der Französischen Constitution; und in diese Lage brachte ihn seine bigotte Hartnäckigkeit, und sein fester Vorsatz die Protestantische Religion in seinen Staaten ganz auszurotten.

Kein Kaiser hat wegen seines Eifers für den Römischkatholischen Glauben so viel von Protestantischen Schriftstellern leiden müssen, als eben dieser Ferdinand: Katholische und Oestreichischgesinnte Geschichtschreiber überhäufen ihn dagegen mit den größten Lobsprüchen. Der unbefangene Denker, welcher den Werth der Handlungen nicht nach positiven Glaubens- und Rechtsmeinungen bestimmt, sondern sie nach Grundsätzen der Vernunft beurtheilt, und



die Verhältnisse und Umstände, in welchen der Handelnde sich befand, genau in Erwägung zieht; dem der blinde Anhänger an ein Symbol, es sey päpstisch, lutherisch oder kalvinisch, ein blinder Nachbeter ist, bedauert zwar, daß Ferdinand so handelte, als er gehandelt hat, und durch seine unwandelbare Anhänglichkeit an päpstliche Religion, durch seinen Vorsatz, keine andere in seinen Staaten zu dulden, jenen fürchterlichen Krieg hervorbrachte, der Deutschland ganz umkehrte, blühende Städte in Asche legte, die schönsten Aerndten vertilgte, große Striche Landes in Einöden und Wüsteneien verwandelte, aber ihm selbst verzeihet er, da nicht nur dessen Erziehung und so viele zusammentreffende Umstände ihm die katholische Religion in einem günstigen und vortheilhaften Lichte darstellten, sondern das Benehmen der Protestanten, seit länger als einem Jahrhundert, ihn leicht mit Widerwillen und Hass gegen Neuerungen in Glaubenssachen erfüllen konnten.



Er hatte kaum das zwölfte Jahr erreicht, als sein Vater starb. Seine Mutter, eine Baierische Prinzessin und eifrige Katholikin, schickte ihn daher zu ihrem Bruder, dem Herzog Wilhelm von Bayern, der aus Liebe zur Einsamkeit und zu stillen Andachtsübungen die Regierung nieder gelegt, und sie seinem Sohne Maximilian überlassen hatte. Unter Wilhelms Aufsicht erhielt sein Kopf während sechs Jahre diejenige Richtung, welche für Deutschland so merkwürdige Folgen hatte. Das äußerliche des Katholischen Gottesdienstes, so wenig es, wie aller sinnliche Gottesdienst, auf wahre Tugend Einfluß haben kann, indem das sinnliche den Verstand völlig leer läßt, hat für den Haufen der Menschen sehr viel anziehendes, und die Jesuiten, welche in Ferdinanden den Erben weitläufiger Staaten erblicketen, wustn das sinnliche so gut zu ihrem Vorthail zu gebrauchen, daß sie ihm die größte Liebe und tiefste Ehrfurcht gegen die Katholische Religion einflößten.



Hiezu kam, daß Baiern unter den Ländern Deutschlands das einzige war, in welches die Protestantischen Lehren nicht hatten dringen können, weil der von Jesuiten regierte Hof die sorgfältigsten und strengsten Mafsregeln genommen hatte, die Einheit der Religion zu erhalten, und allen Neuerungen den Eingang zu versperren. Natürlich musste es daher auch von allen Uebeln und Unannehmlichkeiten verschont bleiben, welche anfangs gewöhnlich eine Folge gewaltsamer Kämpfe und Religionsspaltungen sind.

Völker machen, wie einzelne Menschen, weder in wissenschaftlicher noch religiöser Aufklärung einen Sprung; oft wird mehr als ein Jahrhundert erfordert, ehe eine Nation, welche in dem tiefsten Aberglauben steckt, einen beträchtlichen Grad von Aufklärung erreicht. So verhielt sich es mit den Protestanten. Luther hatte große Fortschritte gethan, aber der Haufe der Theologen kam ihm nicht nach. Statt auf dem von ihm gebahnten Wege fortzugehen, be-



teten die meisten ihm nur nach, blieben bei seinen Worten stehen, die ihnen Orakel waren; nannten jeden, der davon abwich, einen Ketzer, und errichteten ein Lutherthum. Viele folgten der Lehre des Kalvin, und nun entstand, vorzüglich wegen der Lehre vom Abendmahl über Luthers Ausdrücke mit in und unter, da die Calvinisten nur die Auslegung, dies bedeutet gelten lassen wollten, der bitterste Haß. Sie verfolgten sich unter einander weit ärger als wie Katholiken und Protestanten einander zu verfolgen pflegten: Und in manchen Ländern änderte sich der Gottesdienst, mit dem Regierungsantritt eines anders denkenden Fürsten. Die untere Pfalz wurde zuerst Lutherisch, alsdann Calvinisch, hierauf Lutherisch und dann wieder Calvinisch. Alle Lutherischen Theologen, Priester und Lehrer wurden zuletzt vom Administrator Casimier aus dem Lande geschafft, so wie sein verstorbener Bruder die Calvinischen fortgejagt hatte; der neunjährige Prinz Ludwig erhielt



calvinische Hofmeister, die ihm statt des sorgfältig eingepägten Lutherischen Catechismus den Calvinischen einprägeln musten, und erbitterte Calvinisten schlugen an die Zimmer des Administrators:

O mächt'ger Casimir, verscheuch Lutheri Diener,  
Ersäufe, rädre, hau, verbrenne, hänge sie. \*)

Um die Ausbreitung des Calvinthums in den Lutherischen Ländern zu verhindern, wurde die sogenannte Concordienformel entworfen, welche nebst der Augsburgerischen Confession und deren Apologie, den schmal-kaldischen Artikeln, Luthers kleinem und großem Katechismus die beständige Richtschnur in Glaubenssachen für alle folgenden Zeiten werden sollte.

Die Einziehung der vielen geistlichen Güter hatte die protestantischen Fürsten und Stände anfangs plötzlich reich gemacht; es rifs daher eine Ueppigkeit und Schwelgerei

---

\*) O Casimire potens, servos expelle Lutheri,  
Ense, rota, ponto, funibus, igne neca.



ein, wie sie bei den Römern zu den Zeiten der Luculle anfieng, da die Römischen Feldherrn mit der in Griechenland und in dem Oriente geraubten und zusammengehäuften Beute nach Italien zurückkehrten.

Man erstaunt, wenn man die Beschreibungen der Schmausereien vom Fürsten bis zum wohlhabenden Bürger lieset, Beschreibungen, welche manchen Deutschen am Ende des jetzigen achtzehnten Jahrhunderts unglaublich scheinen werden. Die Speisen musten mit so vielen kostbaren Gewürzen gesättigt seyn, daß die Zimmer von dem wohlriechenden Dufte sogleich angefüllt wurden. Man hatte bei großen Schmausereien eine Menge Schauessen, von denen einige zum Essen, andere aber auch bloß zur Pracht aufgetragen wurden. \*) — Die Folge hie-

---

\*) Kann man sich in unsern Zeiten wohl eine Vorstellung von einer Hochzeit, wie die eines Böhmischen Edelmanns Herrn v. Rosenbergs denken, wo 150 gemästete Ochsen, 546 Kälber, 654 Schweine, 450 Schöpse, 2130 Haasen und nun verhältnißmässig so



von war, daß der Reichthum der Fürsten sich bald wieder verlohr. Alle Fürsten machten daher Schulden, weil ihre Einkünfte nicht hinreichten; sie unterhandelten beständig mit ihren Landständen, daß diese ihre Schulden übernehmen möchten. Die meisten Fürsten hatten Alchynisten, welche auf Gold arbeiteten, und den Stein der Weisen erfinden sollten; die Goldmacherei führte wiederum den dümsten Aberglauben, und die abgeschmackteste Bigötterie herbei.

Baiern hingegen befand sich damahls in der blühendsten Lage, in welcher es zu irgend einer Zeit gewesen. Seine Finanzen waren in guter Ordnung. Vernünftige Sparsamkeit hatte die Kassen des Fürsten gefüllt, und das Beispiel des Hofes setzte dem Auf-

---

fort an großem Wildpret, Geflügel, allen Arten Fischen, z. B. 18,120 Hechte, 10,209 Forellen, 5,200 Schock Krebse u. s. w. verzehrt, 1,100 Eimer Tiroler, Oestreichische und Rheinweine, 40 Tonnen Spanische, und 903 Fässer Böhmisch Bier ausgetrunken wurden! Siehe Schmidt neuere Geschichte der Deutschen 4ter B.



wande der Unterthanen ohne Zwang schon Grenzen. Man glaubte, der Wohlstand Baierns und die Ruhe, welche darin herrsche, wären eine Folge der strengen Maafsregeln, welche man gegen die Verbreitung der Protestantischen Lehren ergriffen hätte; weil man, wie noch hin und wieder in unsern Zeiten, nicht einsah, dafs alle Uebel, die aus den mancherlei Religionsparteien und Sekten entstehen, eine Folge der Unterdrückung und der gehemmten Freiheit in Aeufserung der Meinungen, und Ausübung des Gottesdienstes sind: denn wäre durchaus keine herrschende Religion, sondern man sähe in einem Staate nur auf Bürgertugenden, so würden alle die Uebel, welche aus der Verschiedenheit der Religionsparteien entspringen, gänzlich unbekannt seyn.

Ferdinand war bis in sein achtzehntes Jahr Augenzeuge des Wohlstandes und der Ruhe, worin Baiern sich befand. Jesuiten, die ihn umgaben, machten ihn aufmerksam darauf, und lehrten ihn, Vergleiche mit allen Ländern



anzustellen, worin Protestantische Lehren sich verbreitet hatten. Er sah die Spaltungen und Trennungen unter den Protestanten, sah, wie Reformirte und Lutheraner einander haßten und verfolgten: es war also kein Wunder, wenn er den größten Widerwillen und Haß gegen alle unkatholische Religionssysteme, gegen Lutheraner und Reformirte faßte, und es war ihm zu verzeihen, wenn er in seiner Lage und unter den Umständen, wie er erzogen war, den Reformationsgeist für Schwindelgeist hielt, und ihn aus dem nämlichen Gesichtspunkte betrachtete, aus welchem jetzt die Fürsten und Regierungen den Freiheits- und Gleichheitsgeist ansehen. Er nahm sich daher fest vor, beim Antritt seiner Regierung nicht eher zu ruhen, als bis er die ehemalige Einheit der Römisch-Katholischen Religion völlig wieder hergestellt hatte.

Mit dem achtzehnten Jahre kehrte er aus Baiern zurück, und zeigte gleich anfangs bei der Huldigung den Ständen, was sie in



Zukunft von ihm erwarten könnten. Sein Großvater Ferdinand I., und sein Oheim Maximilian II. waren durch den Krieg mit den Türken und durch die Ungarischen Unruhen oft genöthiget worden, das Reich um Hilfe anzusprechen, um dem damals so fürchterlichen Feind der Christenheit, der ganz Ungarn zu verschlingen drohte, hinlänglich Widerstand thun zu können; sie wollten daher das Protestantische Deutschland durch Unterdrückung der Protestanten in den Oesterreichischen Ländern nicht beleidigen. Auch sein Vater hatte den Protestantischen Ständen 1578 eine Religions-Versicherung ertheilt. Diese sollte er nun bei der Huldigung bestätigen: aber er war durch nichts zu bewegen, den Ständen, die fast sämmtlich Protestanten waren, hierin nachzugeben, sondern weigerte sich die Bestätigung zu ertheilen. „Die Huldigung“ erwiederte er, als die Stände in ihn drangen: „steht mit dem Gegenstande der Religion in gar keiner Verbindung, und ich werde



wissen, was ich in dieser Hinsicht zu verfügen habe.“

Vielleicht war das Erstaunen über die Entschlossenheit eines jungen Menschen von achtzehn Jahren die Ursache, daß die Stände ohne fernere Widerrede, und ohne erhaltene Bestätigung huldigten. Um desto mehr begingen sie aber alsdann einen Fehler. Entschlossene kühne Handlungen sind weit eher von jungen als bejahrten Männern zu erwarten. Die Beispiele fast aller alt gewordenen berühmten Generale geben hierzu Belege. Durch der Stände erste Nachgiebigkeit faßte Ferdinands Entschlossenheit feste Wurzel: ein eben so entschlossener Widerstand würde seinen Muth vielleicht gebeugt, oder ihn wenigstens unnütz gemacht haben.

Zwei Jahre verflossen indeß, ehe er mit Ausführung seines Vorhabens den wirklichen Anfang machte. Zu diesem wichtigen Unternehmen wollte er sich zuvor gehörig bereiten, wollte zu dem heiligen Hause der Mutter Gottes in Loretto wallfahrten, die



heilige Jungfrau um ihren Beistand anrufen, von da nach Rom reisen, und mit dem heiligen Vater sich über die vorzunehmenden Maafsregeln besprechen. In Loretto wiederholte er das schon längst gethane Gelübde, der Ketzerei in seinen Ländern völlig ein Ende zu machen, und reisete dann nach Rom, wo ihm nach einigen Unterredungen der heilige Vater die Communion reichte, ihm den päpstlichen Segen ertheilte, und dabei die Worte paraphrasirte, welche der Herr zu Josua sprach, als dieser über den Jordan gieng: „Sey getrost mein Sohn, und freudig; halte fest an dem Gesetze der Kirche, weiche und wanke nicht weder zur Rechten noch zur Linken; laß es nicht von deinem Munde kommen, sondern betrachte es Tag und Nacht, damit du darnach thust, und weislich handeln mögest, und dann wird dir auch alles gelingen, was du unternimmst, weil du weise handeln wirst. Laß nie Furcht dich erschüttern, sondern sey getrost und freudig, denn der Heiland ist mit dir



und die heilige Mutter Gottes wird dir helfen in allem, was du thun wirst.“

So zubereitet kehrte Ferdinand nach seinen Ländern zurück, und schritt mit dem festesten Glauben eines glücklichen Erfolgs sogleich zu einem Unternehmen, wozu in der That ein solcher Glaube, oder standhafter Heldenmuth, nöthig war. Die Protestantische Lehre hatte so weit um sich gegriffen, daß wohl schon drei Viertel von den Einwohnern zu ihr übergetreten seyn mochten: und es wäre ein leichteres Unternehmen gewesen, die Protestantische Lehre zur herrschenden zu machen, als sie ganz zu unterdrücken.

Zuerst sonderte er unter seinen Truppen alle Protestanten aus; Offiziere und Gemeine musten sämmtlich katholisch seyn: alsdann ernannte er Commissarien, gab ihnen eine Garde von einigen hundert Mann zum Beistande mit, und traf hinlängliche Anstalten, diese Truppen, wenn es nöthig, mit noch mehrern zu verstärken. Die Commissarien



giengen von einem Ort zum andern, setzten die Protestantischen Priester ab, und bestimmten jedem Bürger oder Bauer, der nicht zur katholischen Religion zurückkehren wollte, eine bestimmte Zeit, nach deren Verlauf er das Land räumen muste. Der Adel konnte bleiben, sollte aber keinen öffentlichen Gottesdienst halten.

Der Anfang eines solchen Verfahrens musste alles in Bewegung setzen. Die Landstände, welche meistens Protestanten waren, sprachen laut dagegen, und machten die dringendsten Vorstellungen. „Bedenke,“ sagte der Landuntermarschall Ehrenreich von Serau: „daß die Stände ein Recht auf den öffentlichen Gottesdienst haben, welches du ihnen nicht nehmen kannst, wenn du gerecht seyn willst. Du bist verbunden, die von deinem Vater bestätigten Rechte und gemachten Zusagen zu halten, oder deine Unterthanen sind durch ihren dir geleisteten Eid nicht gebunden. Erwinnere dich, wohin der Druck die Schweizer und Niederländer brachte;



man wird, wenn du so fortfährst, als du angefangen hast, in deinem Lande das nämliche versuchen.“

„Versucht, was ihr wollt“ entgegnete Ferdinand: „ich werde wissen, was ich dagegen zu thun habe. Meines Vaters Zusage war etwas persönliches, das mich nicht bindet, und ich werde mich durch das, was er unter gewissen Umständen that, nicht binden lassen, sondern mich nach seinen, und meinen Vorfahren richten, welche geschworen hatten, die katholische Religion zu beschützen. Mein Vater gab, in Hoffnung die Ruhe zu befördern, eurem Verlangen nach; Ich sehe aber nicht, daß aus diesem Nachgeben Glück und Heil entsprungen wäre; ich sehe vielmehr, daß in denjenigen Ländern, wohin die neuen gefährlichen protestantischen Lehren nicht gedrungen, oder aus welchen sie verbannt worden sind, völlige Ruhe herrscht. Auch ist Niemand gezwungen, zu der katholischen Religion zurück zu kehren; wem die neue Wiederherstellung der ehe-



maligen Ordnung der Dinge in Glaubenssachen nicht ansteht, mag seine Habseligkeiten zusammen nehmen, und hingehen, wo es ihm besser gefällt. Es giebt Protestantische Fürsten, die in ihren Ländern keinen Katholiken dulden, ich habe in Hinsicht auf meine Länder ein gleiches Recht, und will keine Protestanten dulden. Ich werde gegen Niemand mit Strenge verfahren, außer gegen die, welche aufrührerisch meinen Absichten sich widersetzen wollen.“ —

An einigen Orten, vorzüglich in Kärnten, entstanden Aufrühre, allein die sehr gut vertheilte Kriegsmacht, die überall aufgerichteten Galgen, um Widerspenstige daran zu knüpfen, die dem Adel verstattete Erlaubniß zu bleiben, und die jedem zugestandene Freiheit auszuwandern, alles dies verhinderte einen gefährlichen Ausbruch. Einige wollten lieber ihre liegende, oder schwer fortzuschaffende Habe verkaufen, und mit dem baaren Gelde in eine andere Gegend ziehen, als sich der Gefahr eines Bürgerkriegs



aussetzen. Dadurch wurden viele liegende Gründe, Häuser und Ländereien käuflich und wohlfeil, und dies stimmte wieder andere, denen zeitliche Vortheile und Gewinn wichtiger waren, als äußerer Religionszwang, sich diese Gelegenheit des Erwerbs zu Nutze zu machen, sie entsagten der Gewissensfreiheit, und bekannten sich wieder zum römischen Glauben. In wenigen Jahren war kein Protestant mehr in Ferdinands Gebieten zu sehen.

Dieser glückliche Erfolg erregte überall die größte Aufmerksamkeit, und befestigte in Ferdinanden den Entschluß, ein ähnliches Unternehmen zu wagen, wenn er im Besitze der gesammten Oesterreichischen Staaten seyn würde, welchem er entgegen sehen konnte.

So wie aber dieser Zeitpunkt heranrückte, vereinigten sich die Oesterreichischen und Böhmischen Protestanten, um Ferdinands Entwürfe zu vereiteln. Auch waren sie wirklich mächtig genug, um mit gehörig vereinten Kräften etwas ausrichten zu können,



und unter Kaiser Rudolfs Regierung, bei und nach dem Zwiste mit dessen Bruder Matthias, hatten sie ihre Kräfte fühlen gelernt.

Rudolf hatte Eigenschaften, die ihn vielleicht zu einem sehr guten Bürger würden gemacht haben, aber es fehlten ihm alle Eigenschaften, welche zu einem Regenten erfordert werden. Er war ein Freund der mathematischen Wissenschaften, und bekümmerte sich mehr um die Gestirne als um seine Regierungsgeschäfte, die so sehr vernachlässigt wurden, daß hin und wieder Unruhen entstanden. Sein regierungssüchtiger Bruder Matthias machte sich die Stimmung der Gemüther zu Nutze, wiegelte die Oesterreicher und Ungarn unter dem Versprechen der Religionsfreiheit auf, und rückte mit einer Armee in Böhmen ein. Jetzt gewannen die Protestanten die Oberhand. Rudolf hatte ihren Beistand gegen seinen Bruder nöthig, und unterschrieb den berühmten Majestätsbrief, wodurch die unter dem Namen Utraquisten, (die unter beiderlei Gestalt



Communizirenden,) vereinigten Böhmischen Protestanten vollkommen gleiche Rechte mit den Katholiken, und ein eignes Consistorium erhielten. Sie sollten nämlich alle bisher inne habenden Kirchen behalten, und im Fall auch Jemand aus den vereinigten drei Ständen noch mehr Gotteshäuser und Kirchen zum Gottesdienst, oder auch Schulen zu Unterrichtung der Jugend, aufbauen lassen wollte, „würden solches so wohl der Herrn- und Ritterstand, als auch die Prager, Kutenberger und alle andere Städte gesamt und sonders jederzeit geraum und frei thun können, ohne allermännigliches Verhindern.“

Mathias bestätigte diesen Majestätsbrief, nachdem es ihm gelungen war, seinem unvorsichtigen Bruder, dem Kaiser Rudolf, auch Böhmen zu entreissen. Die eifrigen Katholiken sahen die zunehmende Macht der Protestanten mit innigstem Schmerze, und erwarteten sehnsuchtsvoll den Augenblick, wo sie eine Umänderung hoffen konnten. Matthias



war kränklich und ohne Kinder: Ferdinand ersuchte ihn daher wegen der unruhigen Zeitläufe, doch in Ansehung der Nachfolge alles in gehörige Ordnung zu bringen, welches Matthias auch that, und daher den Böhmischen Ständen vortrug, „dafs sie seinen Vetter den Erzherzog Ferdinand zum König in Böhmen annehmen, publiciren und krönen möchten.“ Ausdrücke die mit der grössten Vorsicht gewählt worden waren, um der Frage, ob Böhmen ein Wahlreich sey, auszuweichen. Der Vorschlag gieng durch, obgleich unter der vom Grafen Matthias von Thurn veranlafsten Bedingung, dafs Ferdinand die Privilegien der Stände bestätigen, und sich, so lange der Kaiser lebte, in die Regierungs - Angelegenheiten nicht mischen sollte.

Nun schöpften die eifrigen Katholiken Hofnung, dafs für ihre Religion bald wieder das goldene Zeitalter eintreten, und Ferdinand, ihr neuer David, solches zurückbringen würde. Es waren auch schon ein Paar



Gelegenheiten vorhanden, wobei sie ihren wachsenden Muth sogleich zeigen konnten. Die Bewohner einer kleinen dem Erzbischof zu Prag gehörigen Stadt Klostergrab bauten, ungeachtet des Widerspruchs von Seiten des Bischofs, eine Kirche; und bald darauf folgten ihrem Beispiele die Einwohner von Braunau, welches dem Abte dieses Namens gehörte. Der Hof schwieg dazu still, weil man die Protestanten jetzt noch nicht vor den Kopf stoßen wollte. Nachdem aber Ferdinand zum König gekrönt worden war, lies auf Befehl des Kaisers der Erzbischof die Kirche in Klostergrab niederreißen, und der Abt die in Braunau sperren, auch verschiedene darüber Lärm erregende Bürger ins Gefängniß bringen.

Vielleicht würde alles in Böhmen, ebenso wie in Kärnthen, Steiermark und Krain unter Ferdinanden glücklich von statten gegangen seyn, denn gewöhnlich lieben die meisten Menschen die Ruhe, oder haben zu wenig Gemeingeist sich des allgemeinen



Besten anzunehmen, oder fürchten sich, vor unangenehmen nachtheiligen Folgen: doch ich sage nur, vielleicht, denn die Böhmen hatten schon seit Johann Hussen bewiesen, daß sie einen freiern Geist als die Oesterreicher athmeten, und sich nicht so leicht unterdrücken ließen. Dieses Mahl entflammte ihren Muth aber ein Mann, der kein gebohrner Böhme, sondern ein Görzer war, Graf Matthias von Thurn, dessen Familie in Görz das Erbmarschallamt bekleidete. Sein Vater hatte in Böhmen einige Güter erheirathet, die er nach dessen Tode erbte. In dem Kriege wider die Türken unter Kaiser Rudolf hatte er sich vielen Ruhm erworben, und war wegen seines Eifers für die Protestantische Lehre, wegen seiner Thätigkeit für das Wohl seines neuen Vaterlandes mit zum Beschützer des Majestätsbriefes und des Protestantischen Wesens ernannt worden.

Als Ferdinand auf des Kaisers Matthias Antrag zum König von Böhmen erwählt und gekrönt werden sollte, sprach er mit



vieler Freimüthigkeit, weshalb man ihm nachher das Burggrafthum von Karlstein abnahm, eine Würde, mit welcher die Verwahrung der Krone und der Privilegien des Königreichs verbunden war. Voll von dem wärmsten Eifer für die Protestantische Lehre, durch Beraubung erwähnter Ehrenstelle aufs empfindlichste gekränkt, setzte er alles in Bewegung, und veranstaltete eine Zusammenkunft von Abgeordneten aus allen drei Ständen, um sich über die vorzunehmenden Mafsregeln gehörig zu berathschlagen. Es wurden hier Bittschriften, eine an den Kaiser, und eine an die Statthalter in Böhmen, aufgesetzt, dafs man den Beschwerden abhelfen und die gefangenen Braunauer in Freiheit setzen möchte. — Die darauf bald erfolgende Antwort des Kaisers war ganz nach Ferdinandischer Art, das heifst, in harten Worten abgefaßt, wie man es bisher von Matthias nicht gewohnt war. Die Statthalter erhielten zugleich Auftrag, den Urhebern der Versammlung von den Abgeordneten der



Stände aufs schärfste dergleichen Zusammenkünfte zu verbieten, weil solche nur dazu abzweckten Unruhen und Zwietracht zu erregen.

Klugheit rieth dem Grafen, das Gerücht zu verbreiten, das Schreiben sey nicht vom Kaiser, sondern es sey in der Statthalterei geschmiedet worden. Dieses Gerücht hatte den erwünschten Erfolg, und machte die Gemüther erbittert. Zwei von den Statthaltern, der an des Grafen Stelle zum Burggrafthum von Karlstein erwählte Freiherr von Martinitz, und der Kammerpräsident Slawata hatten sich durch ihre eifrig katholische Gesinnungen, und durch verschiedene den Protestanten zugefügte Bedrückungen schon verhaßt gemacht, und man hatte ihnen schon einige Mahl gedrohet, jede Verletzung des Majestätbriefes an ihnen zu rächen. Man beschuldigte sie laut, daß sie einige auf ihren Gütern wohnende Protestanten hätten mit Hunden zur Messe hetzen lassen, und sie durch Versagung der Taufe, der Heira-



then und Begräbnisse zum Papstthum zu zwingen gesucht.

Die Abgeordneten der Protestanten versammelten sich auf Thurns Anstiften mit zahlreicher Begleitung bewaffnet in dem Schlosse. Thurn kannte die Gemüther der Menschen, und hatte, um der Wankelmuth alle Aussichten zum Zurückzuge abzuschneiden, alles so eingeleitet, daß das erfolgen mußte, was wirklich geschah. Die Abgeordneten foderten von jedem Statthalter einzeln, eine Erklärung, ob er an dem Schreiben des Kaisers Theil gehabt, oder seine Stimme dazu gegeben? Zwei Statthalter Sternberg und Lobkowitz betrugten sich bescheiden, Martinitz und Slawata aber, wie Thurn vermuthet hatte, mit vielem Trotz. Nun war auf einigen Böhmischen Landtagen schon der Schluß gefaßt worden, daß die Verletzer des Majestätsbriefes, wie nach altem Gebrauch der Böhmischen Nation die Friedenstörer gestraft, und von Felsen oder andern hohen Oertern herabgestürzt werden



sollten. Sternberg und Lobkowitz wurden daher in ein ander Zimmer geführt, Slawata und Martinitz aber aus dem Saalfenster eine Höhe von achtzig Fuß in den Schloßgraben herabgestürzt, und hinter ihnen zum Beschluß ihr Sekretair Fabricius. Ein in dem Schloßgraben gerade unter dem Fenster liegender Misthaufen rettete ihnen nicht nur das Leben, sondern schützte sie sogar vor Beschädigung; und die Katholiken verglichen das Schicksal dieser drei Männer mit den Männern im glühenden Feuerofen, weil ihr Glaube so rein und ächtkatholisch gewesen sey, als jener Männer Glaube rein Jüdisch.

Diese That welche den 23. Mai 1618 geschah, muste jeden Wankenden bestimmen, zu den Waffen zu greifen. Dreißig Directoren wurden sogleich ernannt. Man bemächtigte sich der Regierungsgeschäfte, der Landeseinkünfte, des königlichen Schlosses, nahm alle Beamte und die Besatzung in Pflicht, lies Aufgebothe zu Errichtung einer Armee erge-



hen, und jagte alle Jesuiten aus dem Lande, weil sie die Urheber aller Zwiespalte und Verhetzungen zwischen den Obrigkeiten und Unterthanen gewesen wären, nach dem Beispiel der Tempelherren nur große Güter an sich gebracht hätten, sich in die Staatssachen mischten, durch die Beichte alles erforschten, und den abscheuligen Satz lehrten, daß denen, welche nicht zur Römischen Kirche gehörten, kein Glaube gehalten werden müsse.

Matthias der vor noch nicht zehn Jahren den Muth gehabt hatte, seinem eigenen Bruder drei Throne zu entreißen, und mit einer Armee ihn mitten in seiner befestigten Residenz aufzusuchen, wagte es jetzt nicht, den Böhmen die Spitze zu bieten. Das Gewissen wachte bei ihm auf, er ahndete für sich ein gleiches Schicksal.

„Du kennst die Böhmen nicht“ sagte er zu Ferdinand, der in ihn drang, sich zu rüsten und Gewalt zu gebrauchen: „Sie sind keine Kärnther und Krainer. Was hat ganz



Deutschland mit vereinten Kräften gegen die Hussiten vermocht, was würden wir gegen sie vermögen, da ein großer Theil von Deutschen, Lausitzern, Schlesiern sich noch mit ihnen jetzt leicht vereinigen könnte. Und gesetzt, wir brächten es dahin, daß sie unserer Gewalt nachgäben, welcher schrecklicher fürchterlicher Kampf würde erst vorhergehen! es würde uns, wenn wir es erlebten, nichts übrig bleiben als ein verwüstetes Land. Ich denke daher immer, wir thun am besten, wenn wir die Sache in Güte beizulegen suchen.“

„Weiche und wanke nicht weder zur Rechten, noch zur Linken, der Heiland ist mit dir, und die heilige Mutter Gottes wird dir helfen in allem, was du thun wirst. Diese Worte des H. Vaters“ erwiederte Ferdinand: „werde ich nie vergessen. Ich wankte nicht, und meine Unternehmungen sind glücklich von statten gegangen. Die glückliche Rettung des Martinitz, Slawata und Fabricius sollte



dich überzeugen, daß Gott mit uns ist, welcher die Böhmen verstockt, und sie mit Blindheit geschlagen hat, damit du Gelegenheit hast, dem Unwesen zu steuern, und ihm auf einmahl ein Ende zu machen. Gott hat ein Mißfallen an den Ketzereien dieses Landes, die nichts als Ungehorsam, Trotz, Aufrühre, Drohungen hervorgebracht haben. Unsere Väter haben sich durch ihr vieles Nachgeben nicht nur versündigt, sondern durch ihre Nachgiebigkeit in der Religion sich auch in politischen Dingen geschadet, und ihr Ansehn darin verlohren. Wollen wir jetzt, wenn das Land in Gefahr kommt, eine Hülfe gegen den Türken haben, so müssen wir sie erst von den Ständen erhandeln, und uns reversiren, daß es keine schuldige, sondern freiwillige Gabe sey. Ist nun die Obrigkeit von Gott? so muß ein solches Betragen, wie das der Böhmen vom Teufel seyn, und wenn wir daher auf Gott vertrauen, nicht wanken weder zur Rechten noch zur Linken, so wird er und die heilige Mutter Gottes



uns auch helfen, uns aus der Gefahr retten, und aus der Knechtschaft, in welcher wir bisher gewesen sind, befreien.“

„Lass also alle Gedanken an einen gütlichen Vergleich schwinden, und wünsche dir vielmehr Glück, daß es zu einem solchen Ausbruch gekommen ist.“

Endlich lies der Kaiser sich bereden, und folgte dem Rathe Ferdinands, der mit dem Könige von Spanien einen Familienvertrag errichtet hatte, worin er diesem Habsburgischen Zweige, nach Abgange männlicher Erben das Königreich Böhmen verschrieben, ohne darauf zu achten, daß Böhmen eigentlich ein Wahlreich war, obgleich eine lange Gewohnheit es zu einem Rechte zu machen schien, von dem regierenden Hause nicht abzugehen. Spanien versprach dagegen, den niederländischen General Bouquoi, einen unter dem berühmten Feldherrn Spinola gebildeten, versuchten und erprobten Krieger mit sechs tausend Mann Hülfsstruppen dem Kaiser zu schicken, und ihn außer-



dem mit baarem Gelde zu unterstützen. Im Oesterreichischen wurden Truppen geworben, welche der Graf Dampierre kommandiren, obgleich die ganze Armee unter Bouquoi's Befehlen stehen sollte.

Während der Kaiser Truppen zusammen zog, that Graf Thurn alles mögliche, um das einmahl angefangene Werk auch glücklich durchzuführen. Nicht gegen den Kaiser war der Aufstand gerichtet, sondern vielmehr gegen Ferdinanden, hinter dessen gefährliche Anschläge die Stände durch einige ihnen in die Hände gespielte handschriftliche Aufsätze gekommen waren, in welchen er seine eigentlichen Gesinnungen ganz an den Tag gelegt, und das, was oben in seiner Unterredung mit dem Kaiser nur kurz berührt worden, weitläufiger aus einander gesetzt hatte.

Thurn lies in Predigten, und fliegenden Schriften den Protestanten in Böhmen die Bedrückungen, welche ihnen bevorstünden, und auf Ferdinands Anstiften ihnen von den



angeworbenen Truppen zubereitet werden sollten, vorzüglich den Familienvertrag, in welchem das freie Böhmen an Spanien gegen Hülfs Gelder und Truppen verhandelt worden war, mit den nöthigen Farben schildern, und in das gehässigste Licht stellen. Der Familienvertrag entrüstete die Böhmen vorzüglich, und sämtliche Einwohner, nur drei Städte ausgenommen, Budweis, Krummau, und Pilsen, nahmen an dem Aufstande Theil. Weil Thurn die Ankunft einer Armee mit Gewissheit erwarten konnte, so kam er den Kaiserlichen in den Feindseligkeiten zuvor, besetzte alle haltbare Plätze, befestigte andere, machte Verhaue, griff zwei Städte, welche Kaiserlich gesinnt waren, schnell an, und überrumpelte Krummau: vor Budweis aber wurden seine Versuche abgeschlagen.

Nun brachen die Kaiserlichen Generale Dampierre und Bouquoi in zwei Abtheilungen in Böhmen ein, fanden aber durch die von Thurn getroffenen Vertheidigungsanstalten ein schwereres Stück Arbeit, als sie ge-



glaubt hatten, weil sie jeden Schritt, den sie vorrückten, mit Blut erkämpfen, jeden Paß, jeden Hügel erobern musten. Diese Schwierigkeiten wurden noch durch die Ausschweifungen ihrer Truppen vermehrt, welche Freunde und Feinde auf gleiche Art behandelten, und auch die, welche im Herzen Kaiserlich gesinnt waren, und nur dem allgemeinen Aufstande hatten folgen müssen, von sich gänzlich abwendig machten.

Auch durch auswärtige Verbindungen hatte Thurn sich bei Zeiten zu verstärken gesucht. Die Protestanten in Deutschland hatten seit funfzehn Jahren unter dem Namen Union zu Beschützung ihrer freien Religionsübung und ihrer Gerechtsame gegen die Obermacht des Habsburgischen Geschlechts ein Bündniß geschlossen, welches hauptsächlich der Pfälzische Hof zu Stande gebracht hatte. Dies Bündniß drohte, den Habsburgern gefährlich zu werden, als sie sich in die damalige Jülichische Erbschaftssache mischten. Der Grofse Heinrich der vierte vereinigte sich



nämlich mit den Protestantischen Fürsten, um das Habsburgische Geschlecht vom Deutschen Boden ganz zu vertreiben, weil es so lange zwischen ihm und seinen nunmehrigen Unterthanen die größten Zwistigkeiten erregt, und ihm den Französischen Thron zu entziehen gesucht, und dazu thätige Hand angelegt hatte, indem der unersättliche Länderdurst dieses Hauses Frankreich auch noch gern zu verschlingen wünschte. Wäre Philipp dem zweiten der Plan gelungen, so waren nur noch die Türken zurückzudrängen, und dann hätten die Nachkommen Rudolfs von Habsburg einen Strich Landes von dem Atlantischen Meere bis ans schwarze Meer besessen.

Schon zog Heinrich ein Heer zusammen, und die Truppen der Union setzten sich auch in Bewegung, fielen in die Länder der geistlichen Fürsten, und gaben, obwohl ganz wider Heinrichs Plan, deutlich zu verstehen, was sie eigentlich willens waren, als Ravaillac's Messer den großen König



mordete, und dadurch den vorhabenden Plan zernichtete.

Das Betragen der Union, deren Truppen in den Ländern von mehrern Bisthümern willkührlich hauseten, der Landeseinkünfte sich bemächtigten, und alles verwüsteten, musste bei den Katholiken den größten Unwillen erregen. Sie setzten auf Anrathen des Bischofs von Würzburg der Protestantischen Union ein anderes Bündniß, unter dem Namen der Ligue, entgegen, rüsteten ebenfalls ein Kriegsheer aus, und übergaben es den Befehlen des einzigen weltlichen Fürsten, der zu dem Bündniß der Ligue gehörte, nämlich des Herzogs Maximilian von Baiern.

Da die Katholischen Verbündeten lauter Geistliche waren, so erfolgten die Beiträge bei ihnen weit ordentlicher und pünktlicher, und weil ferner auch nur ein Befehlshaber ihre Armee kommandirte, so entstand dadurch eine Einheit, welche ihrem Bunde sehr vortheilhaft war, der mit vollen Kräften sich



zu zeigen anfieng, als die Union schon wegen der Schwürigkeit der vielen Stände in Anschaffung der Gelder schwächer wurde. Die Ligue führte jetzt nun eben die starke Sprache, welche vor einiger Zeit die Union geführt hatte; sie drang auf den Ersatz alles Schadens, welchen die Truppen der Union in den Katholischen Stiftern angerichtet hatten, und es schien auch, als ob die Union bei dem Gefühl ihrer Schwäche sich dazu bequemen wollte.

Nichts konnte ihr daher jetzt erwünschter kommen, als der Aufstand in Böhmen, der den Kaiser hinlänglich beschäftigen und ihn hindern würde, der Ligue auf irgend eine Weise beistehen zu können. Die Glieder der Union ergriffen in der Stille die Parthei der Böhmen, und schilderten ihren Glaubensverwandten in dem Schicksale der Utraquisten, das, was ihnen selbst dereinst bevorstehen würde, wenn Oesterreich seine Absichten in Böhmen durchsetzen sollte. Sie schlossen mit Thurn heimlich ein Bündniß,



und sahen sich auch im Stande, ihm einen thätigen Beistand zu leisten.

Der Herzog von Savoyen, ein Bundesgenosse der Union, hatte in einem Kriege mit den Spaniern Hülfsstruppen verlangt, und Graf Peter Ernst von Mansfeld erhielt den Auftrag, für den Herzog ein Heer von 4000 Mann zu werben, und bereit zu halten: und eben stand dieser Haufen in völliger Bereitschaft, als der Böhmisches Aufruhr in völlige Kriegsflammen aufloderte. Der Herzog hatte in diesem Zeitpunkte der Hülfe noch nicht sehr nöthig, und Mansfeld erhielt Befehl, den Böhmen zu Hülfe zu eilen. Dieser General war der Sohn eines sehr verdienten Oesterreichischen Offiziers, welcher in den Niederlanden kommandirt hatte. Er selbst stand ebenfalls zuerst in den Diensten des Oesterreichischen Hauses, fand aber Gefallen an der Protestantischen Religion, und trat gegen das Habsburgische Haus eine Laufbahn an, die ihn in der Folge so berühmt gemacht hat. Plötzlich und eben so unver-



muthet erschien er in Böhmen, und war dem Grafen Thurn ein großer Beistand; indem er beim ersten Anrücken die dem Kaiser ergebene Stadt Pilsen wegnahm, und sich beständig mehr verstärkte.

Außer dieser Hülfe, welche Mansfeld herbeiführte, schickten auch die Schlesischen Stände Hülfsstruppen, so daß Thurn dem Oesterreichischen Heere völlig gewachsen war. Es kam zu kleinen doch unentscheidenden Scharmützeln: zugleich aber wurden die Unterhandlungen mit dem Kaiser zu gütlicher Beilegung der Sache fortgesetzt, weil Thurn wuste, daß derselbe sehr geneigt dazu war, und nur Ferdinand, der Urheber des Anfangs und der Fortsetzung der Gewaltthätigkeiten, ihn gehindert hatte, daß nicht schon alle Zwistigkeiten beigelegt waren. Ehe aber diese Unterhandlung beendet wurde, starb Matthias, und Ferdinand hoffte nun, als erklärter Erbe, sich bald im Besitz der gesamten Oesterreichischen Staaten zu sehen. Mit Matthias Tode zeigten nun die Böh-



men ihre eigentliche Absicht, und erklärten, durch einige kleine glückliche Erfolge belebt, den Böhmischen Thron für erledigt, und die ehemalige Wahl Ferdinands für null und nichtig: weil Ferdinand seiner Zusage zuwider sich in die Böhmischen Angelegenheiten gemischt habe; weil er Schuld an dem bisherigen Aufruhr sey, und durch mündliche und schriftliche Verhetzungen seine wahren Gesinnungen, den Majestätsbrief zu brechen, und die Protestantische Lehre, so wie in seinen Erbherzogthümern, zu unterdrücken, vollkommen an den Tag gelegt habe. Durch diesen Schritt blieb Ferdinand nun freilich nichts weiter übrig, als Böhmen zu entsagen, oder es mit dem Schwerte zu erobern.

Mochten indess die Aussichten für ihn noch so trübe seyn, so setzte er doch seine Zuversicht auf Gott und die heilige Jungfrau. Wanke nicht weder zur Rechten noch zur Linken, waren die Worte, die er sich beständig wiederhohlte, und in



dem Glauben daran blieb er unerschütterlich, da er schon in seinen eigenen Ländern vor zwanzig Jahren die Erfahrung eines glücklichen Erfolgs seines unerschütterlichen Glaubens gesehen hatte. Und war ihm nicht der Herabsturz zweier unverletzter Statthalter und ihres Secretärs Fabricius von einer Höhe von 80 Fufs der unleugbarste Beweis von den Wirkungen des Glaubens, daß auch noch in unsern Zeiten Wunder geschähen, wie bei den drei Männern im Feuerofen?

Aeufserst gefährlich wurde indess, so unerschütterlich sein Glaube war, die wirkliche Lage der Dinge. Die Mähren waren im Begriff, den Böhmen zu folgen, und in Ober- und Unterösterreich wollten die Landstände nicht huldigen. Das Beispiel der Krainer und Kärnther schreckte diese ab, und Tschernembel, ein Krainer, der bei der gewaltsamen Bekehrung, welche Ferdinand vor zwanzig Jahren nach der Rückkunft von Loretto und vom Papste unternahm, sich in Oesterreich ob der Ens ange-



kauft hatte, bemühte sich von dieser Zeit an, allen übrigen Ständen einen Haß gegen Ferdinand einzuflößen, weil er befürchtete, dereinst in Oesterreich die nämlichen Auftritte zu erleben. Er suchte aus allen landschaftlichen Papieren die Vorrechte der Landstände auf, und stimmte, als Matthias seinem Bruder, dem Kaiser Rudolf, Ungarn und Oesterreich entriß, die übrigen Stände, dem Matthias nicht eher zu huldigen, bis derselbe in alle Bedingungen gewilligt hätte. Der Zeitpunkt war damahls auch der bequemste, indem Matthias selbst den Aufruhr angefacht, und durch sein Betragen Tschernembels genommene Maßregeln gleichsam gerechtfertigt hatte.

„Die Landstände haben das Recht,“ sagte er: „einen Fürsten, welcher übel regiert, abzusetzen, einem andern die Regierung aufzutragen, und diesem dann vorzuschreiben, wie er regieren soll; ihnen kommt es zu, die Landtage und Zusammenkünfte wegen Regierung des Landes auszuschreiben



und zu halten. Dem alten Herkommen und den Rechten des Landes zufolge hätte die Landschaft nach Absterben des Landesfürsten die Verwesung des Landes gehabt, und sich vor geleisteter Huldigung nach Beschaffenheit der Umstände, und wie es ihre Nothdurft erfordert, jederzeit zu verwahren gesucht.“ Mit einem Worte, Matthias war genöthigt, in alles, was die Religion sowohl als andere Gegenstände betraf, zu willigen, und in Ansehung der Städte die Erklärung zu geben, „daß er die Städte unter und ob der Ens so gnädig behandeln wolle, daß sie sich in keiner Sache zu beschweren, und keiner Unbilligkeit und Bedrängniß sich zu beklagen haben sollten. Die Städte ob der Ens sollten ihre Kirchen und Schulen, welche sie bereits inne hätten, zu ihrer freien Religionsübung behalten, die unter der Ens aber, da sie keine öffentliche Uebung und Kirchen hätten, die evangelischen Kirchen auf dem Lande zu besuchen berechtigt seyn.“

Dergleichen Punkte sollten nun Ferdi-



nanden auch vorgelegt werden, und die Lage der Dinge war so beschaffen, daß die Stände ihm die Spitze biethen konnten, wenn er ihre Foderungen ihnen nicht eben so wie Matthias bewilligen wollte. In Ungarn drohte der Fürst Bethlem Gabor von Siebenbürgen einzufallen; die Rüstung der Türken jagte den Oestlichen Provinzen kein geringes Schrecken ein, und die ehemaligen durch Furcht und Schrecken in seinen väterlichen Erbstaaten übergetretenen Protestanten schienen auch von dem Gedränge Ferdinands gehörigen Gebrauch machen zu wollen.

Graf Thurn hatte die Dampierrische Armee zurückgedrängt, und fand sich im Stande, ein Korps zur Deckung Böhmens zurückzulassen, und mit einem andern nach Mähren zu gehen, wo er nur zu erscheinen brauchte, um den größten Theil der Einwohner auf seiner Seite zu haben. In der größten Schnelligkeit bemächtigte er sich der Stadt Brünn, setzte die Beamten ab, und ernannte an ihrer Stelle Directoren, so wie es in



Böhmen geschehen war. Die Mähren zogen sogar die Geistlichen Güter ein, und verwiesen alle, welche Einwendungen dagegen machten, aus dem Lande. Alles gieng in Mähren so glücklich von Statten, als Thurn es nur wünschen konnte, und auf diesen glücklichen Fortgang sich stützend, brach er nun von Mähren nach Wien auf, weil ihm die entschlossenen Gesinnungen der Oberösterreichischen Stände hinlänglich bekannt waren, weil Tschernembel mit ihm aufs innigste verbunden war. Die Niederösterreicher waren nicht viel anders gesinnt, aber doch verfahren sie behutsamer, und schoben die Huldigung unter dem Vorwande auf, daß die Vollmacht von des verstorbenen Kaisers Bruder, dem Erzherzog Albrecht, der Ferdinanden die Regierung abgetreten hatte, nicht gehörig ausgestellt sey, daher sie erst durch dazu ernannte Abgeordnete eine nähere Erklärung von Albrecht einholen wollten. Zugleich verlangten sie aber auch die Sicherstellung aller ihrer Privilegien sowohl in Beziehung



auf Religion als andere Gegenstände, und daß die Rechte der Protestanten denen der Katholiken völlig gleich gestellt werden sollten.

Während daß über alle diese Punkte unterhandelt wurde, rückte Thurn in Oesterreich ein, und foderte die Grenzstadt Laab auf. Katholiken und Protestanten schickten ihm eine Gesandschaft entgegen mit der Frage: warum er als Feind in Oesterreich rücke? er antwortete der Gesandschaft: „daß keinem Menschen etwas Leides widerfahren würde, der sich nicht mit den Waffen in der Hand ihm entgegen stelle. Uebrigens sey der ganze Zweck des Vordringens, die Rechte der Protestanten zu beschützen, ihnen gleiche Rechte mit den Katholiken zu verschaffen, und den Unterdrückungen, welche die erstern bisher erduldet, ein Ende zu machen. Es müsse in der Religion durchaus Gleichheit seyn, und so lange diese nicht statt fände, wäre an einen dauerhaften Frieden und eine gemeinsame Ruhe nicht zu denken.“

Nun rückte er in Laab ein, hielt sich



aber nicht auf, sondern marschirte gerade auf Wien.

Unerschrocken erwartete Ferdinand ihn, obgleich wenig oder gar keine Anstalten vorhanden waren, der Thurnschen Armee Widerstand zu thun. Die beiden ausgerüsteten Heere waren nach Böhmen aufgebrochen, die andern Truppen in seinen Erbländern vertheilt, um den gewaltsamen Ausbruch der Unruhen zu verhindern, und nur aus einigen hundert Mann bestand die ganze Mannschaft, welche er auf den Wällen seiner Burg dem Grafen entgegen stellen konnte: diesen wenigen fehlte es aber auch noch an gehöriger Auszahlung des Soldes und auch am Brodte. Mund- und Kriegsvorrath war wenig vorhanden, weil man sich auf eine so kühne Erscheinung des Grafen mit einer Armee gar nicht gefaßt gemacht hatte, und der festen Meinung war, daß die beiden Armeen unter Dampierre und Bouquoi dies wenigstens verhindern würden.

Indefs hatte Ferdinand seine Kinder



nach Tyrol geschickt, theils der größern Sicherheit wegen, theils auch, um von ihrer Aengstlichkeit sich nicht übertäuben, und in seiner Andacht, in dem festen Vertrauen auf den Beistand der heiligen Jungfrau sich nicht stören zu lassen. Ungeachtet er weiter keine andere Nachricht hatte, als daß Dampierre vom Grafen Thurn zurück geschlagen sey; und aus der Erscheinung des Grafen mit einem Heere vor Wien nicht anders vermuthen konnte, als Dampierre müßte eingeschlossen oder gänzlich aufgerieben seyn, verlies er doch Wien nicht, sondern blieb in seiner Burg in der unwandelbaren Hoffnung, daß die heilige Jungfrau ihn aus seiner Lage baldigst befreien würde.

Thurns Erscheinung brachte in den Gemüthern der Protestanten die schmeichelhafteste Hoffnung hervor, daß der Krieg bald ganz geendigt seyn könnte; und die vorhandenen Stände rechneten nun gewiß darauf, daß Ferdinand sich zu allem, was sie von ihm verlangten, bequemen würde: ja der



Haufe sah den eifrig katholischen Fürsten schon in ein Kloster eingesperrt, wo er sich entweder gefallen liesse, daß seine Kinder in der Protestantischen Religion erzogen würden, oder sich würde gefallen lassen müssen, daß man einen andern Fürsten wählte. Gewiss ist es auch, daß Ferdinand, wenn Thurn nicht zu sicher gewesen wäre, und mit Einverständniß der zahlreichen Protestanten der Stadt und Burg sich bemächtigt hätte, verlohren gewesen seyn würde. Ohne aber so schnell zu verfahren, begnügte sich Thurn, die Burg zu beschiefen.

Während die Kugeln und Bomben der Thurnschen Artillerie gegen die Burg abgeschossen wurden, begaben sich sechzehn Barone mit den aufgesetzten Punkten in das kaiserliche Schloß, und drängten sich in das Zimmer, in welchem Ferdinand für gewöhnlich sich aufhielt, darin zu studieren, und seine Andacht zu verrichten. Auch jetzt war er darin, begriffen im inbrünstigen Gebete zu der Mutter Gottes, sie um



ihren Schutz und hülfreichen Beistand anflehend.

Mit Kühnheit traten die Baronen vor ihn, sprachen von den Ausschweifungen, die seine Truppen überall ausgeübt, und dadurch selbst den Abfall aller derer bewirkt hätten, die ihm bisher ergeben gewesen wären; überhäuften ihn mit Vorwürfen seines hartnäckigen Eigensinns, daß er unter den dringendsten Umständen nicht schon längst die ernsthaftesten Anstalten getroffen, und durch Bewilligung der Rechte und Freiheiten, die den Ständen und Unterthanen von Gott und Rechts wegen gehörten, den Frieden hergestellt hätte, da jetzt durch die ausgerüsteten Armeen das Land verwüstet, und seine Hauptstadt niedergeschossen würde; und er selbst in kurzem Gefahr liefe, in die Hände der feindlichen Armeen zu fallen.“

Allein Ferdinand hörte unbeweglich ihre Reden an. „Alle eure Reden sind unnütz und vergeblich“ antwortete er: „Ich werde weder euch, noch meinen Freunden, die es



doch eigentlich gut mit mir meinen, folgen. Ich werde einzig und allein Gott folgen, der mir ins Herz geben wird, was ich thun soll. Auf ihn und die Mutter Gottes vertrau' und harre ich. Beide haben mich bisher erhalten, und meine ehemaligen Unternehmungen mit Seegen begleitet, weil ich in meinem Vertrauen weder zur Rechten noch zur Linken wankte, nichts als das Gesetz der Kirche vor Augen hatte, und dies befolgte. Eben die Hülfe, welche mir ehemals alles glücklich vollenden half, welche die Statthalter und ihren Sekretair beim Herabsturze aus den Schloßfenstern unversehrt erhielt, wird auch mich erhalten, mich aus den blutdürstigen Händen meiner Feinde befreien, und sie für ihre Widerspenstigkeit, Ruchlosigkeit und ihren Ungehorsam gegen ihren rechtmäßigen Regenten nach Verdienst bestrafen.“

Die Baronen staunten über den beharrlichen Steifsinn eines Mannes, den sie unter Umständen, wie die gegenwärtigen waren, für beinah halb närrisch halten musten.



Und wer würde nicht in Ferdinands Lage, wenn er nicht einen Glauben, wie die Männer im Feuerofen oder wie Ferdinand, oder einen so tollkühnen Muth wie Karl der zwölfte, der sich in einem hölzernen Hause in Bender mit seinen Leuten gegen eine Armee Türken vertheidigte, gehabt hätte, gewankt und nachgegeben haben?

Einer von den Baronen Andreas Thonradtel, Baron von Evergassing, schnaubte vor Wuth, faßte Ferdinanden bei den Knöpfen seines Wammses, und schrie ihn an: „Willst du unterschreiben?“

„Nein“ sagte Ferdinand: „und entferne dich; denn Fürsten und die Obrigkeit sind von Gott, und wer so wider sie ist, wie du, der ist vom Teufel.“ Ave Maria sagte er ferner: machte drei Kreuze, und — in dem Augenblick erscholl auf einmahl Trompetenschall. Staunen und Furcht wechselten unter den Anwesenden, ein Abgeordneter nach dem andern verschwand.



General Bouquoi hatte auf die Nachricht, daß Thurn nach Mähren aufgebrochen sey, und von da nach Wien marschiren wolle, fünf hundert Dampierrische Kürassiere unter dem Obersten Santelier, beordert, sich zu Crems auf der Donau nebst noch einigem Fußvolke einzuschiffen. Diese trafen nun wider alles Vermuthen und ohne einige vorausgegangene Nachricht ein, stiegen unbemerkt aus ihren Schiffen, rückten durch das Fischerthor in die Stadt, und stellten sich auf dem Markte, um daselbst Ferdinands Befehle abzuwarten. Der Schall ihrer Trompeten war es, der aller Ohren füllte, als Ferdinand eben das Ave Maria ausrief und die Kreuze machte: und die schnelle Verbreitung des Gerüchts ihrer Ankunft, welches die Baronen ins Schrecken jagte, war es, das sie stimmte sich schnell zu entfernen, und nebst andern, vom Adel sowohl als von der Bürgerschaft, die vorzüglich unter den Protestanten als laute und heftige Anhänger der Böhmen und Widersacher



Ferdinands bekannt waren, eilend nach dem Thurnschen Lager zu flüchten.

Die Ankunft von fünf hundert Kürassieren und etwas wenigem Fußvolke belebte die Hoffnung der katholischen Bürger; man glaubte, es würden noch mehrere kommen, wie die Soldaten auch versicherten, und hielt die Gefahr schon vorüber. Nun griffen sechzehn hundert Bürger nebst den Studenten, um sich beim Fürsten beliebt zu machen, die Waffen zu Vertheidigung der Stadt und der königlichen Burg. Bald darauf kam auch im Thurnschen Lager die Nachricht an, daß Bouquoi, der sich bei Budweis immer fester gesetzt und mehrere Truppen an sich gezogen, den General Mansfeld mit beträchtlichem Verlust geschlagen hätte, und auf Prag los gieng. Thurn brach daher in größter Eil, und aus Verdruss, daß die Protestanten in Deutschland ihn nicht mit mehrern Hülfsvölkern unterstützt hatten, sein Lager ab, und eilte in starken Marschen Prag zu Hülfe.



So sahe Ferdinand in dem Augenblicke, wo er in der größten Gefahr schwebte, gefangen zu werden, sich gerettet: und er konnte, als eifriger Katholike, unter den Umständen, wie diese Rettung geschah, sie keinen andern Ursachen als seinem festen Glauben, seinem Vertrauen auf Gott und auf die heilige Jungfrau zuschreiben.

Er hatte nun drei Begebenheiten vor sich, die alle zur Verwunderung aller Menschen glücklich ausgefallen waren.

1. Alle seine Freunde, selbst Kaiser Rudolf, der doch damahls in seinen Ländern durch die Jesuiten die möglichste List und verschiedene Versuche anwendete, die Protestantische Religion zu unterdrücken, der alle Bedienungen und Aemter Katholiken gab, und diese bei jeder Gelegenheit vorzog — Alle Brüder des Kaisers hatten ihm gerathen, von seinem schnellen und gewaltsamen Verfahren, die Unterthanen zur katholischen Religion zurück zu führen, ganz abzustehen: aber im Vertrauen auf Gott und auf die heilige Jung-



frau, nach deren Hause in Loretto er gewallfahrtet, und die er daselbst um Beistand angeflehet hatte, gestärkt durch den päpstlichen Segen und durch des heiligen Vaters Worte, nicht zu wanken weder zur Rechten noch zur Linken, schritt er muthig zum Werke, und es gelang. —

2. Zum Erstaunen der Protestanten und Katholiken waren drei Menschen, zwei Statthalter nebst ihrem Sekretair, nachdem sie eine Höhe von achtzig Fuß heruntergestürzt waren, so unbeschädigt geblieben, wie die drei Männer im Feuerofen. Man dachte nicht an den Mist, auf den sie gefallen waren, oder wenn man auch daran dachte, so war doch selbst der Mist ein Wunder, daß er genau zu der Zeit da lag; unsichtbare Geister musten ihn gerade unter dem Fenster zusammen gehäuft haben. —

3. Und endlich jetzt, da jeder ihn für verlohren hielt, da Abgeordnete in sein Beth - Zimmer sich drängen, da Thonradtel mit den Worten „willst du unterschreiben“



ihn anschaut; jetzt in diesem entscheidenden Augenblicke erschallen die Trompeten, \*) und seine Widersacher zerstäuben und verschwinden wie vor dem Schalle der Trompeten die Mauren von Jericho. War es ein Wunder, daß Ferdinand in seinem Glauben noch stärker, in seinen Vorsätzen beharrlicher, und unwandelbarer wurde, da

---

\*) Der Oberste, welcher die fünf hundert Dampierri-schen Kürassiere kommandirte war ein Franzose und hieß St. Hilaire, (welchen Namen die Oesterreicher in Santelier verwandelt haben, so wie viele Deutsche aus Dümourier, Dümmerer machen, nur daß jetzt Deutsche Geschichtschreiber nicht Dümmerer, wie damahls Santelier schreiben.) Er erhielt dafür das oberste Schiffamt zu Wien erblich, welches seine Nachkommen hundert und eilf Jahre gehabt haben: und das Regiment hat bis jetzt noch das Vorrecht, wenn es die Gegend von Wien zu passiren hat, über den Burgplatz durch die Stadt marschiren zu dürfen, anstatt daß andere Regimenter zwischen der Stadt und den Vorstädten durchmarschiren müssen. —

Andreas Thomradtel Herr von Evergassing wurde in der Folge nebst andern in die Acht erklärt.



ihm alles was er unternahm, gelang? Wer hätte denken sollen, daß er, der entschlossenste Verfolger der Protestanten, den diese so sehr fürchteten, der durch sein Verfahren in seinen Erbländern mit eine von den bewegenden Ursachen der protestantischen Union gewesen war, daß er, kaum entronnen der Gefahr, vom Grafen Thurn, welchen die Protestanten unterstützten, gefangen zu werden, gleich darauf von Protestantischen Fürsten selbst zum Kaiserthum befördert werden würde! Woran menschliche Klugheit nicht denken konnte, das gelang ihm. Als er daher auch einige Jahre darauf dem Hause Pfalz die Kurwürde nehmen, und sie dem Hause Baiern übertragen wollte, diese Sache aber mit so viel Schwierigkeiten verknüpft war, daß selbst der bigotte Spanische Hof ihn davon abzubringen suchte, und ihm die triftigsten Vorstellungen machen lies, daß es ganz wider alle Klugheit gehandelt sey, lies er sich doch durch Klugheitsgründe von seinem Vorhaben nicht ab-



bringen. Wenn in zwei Fällen Klugheit und sein Glaube zusammen trafen, wurde auf die erstere weiter keine Rücksicht genommen, und er antwortete daher auf eben gedachte Klugheitsgründe:

„Wenn er den Lauf seiner ganzen Regierung, besonders aber die Schwierigkeiten überdenke, unter denen er sie angetreten, so nehme er eine ganz eigene über ihm wachende Vorsicht gewahr, und halte sich daher verbunden, um so mehr auf Gott zu vertrauen, und keine Gelegenheit zu versäumen, dessen Ehre und Glorie zu befördern, überhaupt aber in seinem Thun und Lassen mehr Rücksicht auf diese göttliche Vorsicht, wovon er so wunderbare Proben habe, als auf menschliche Klugheit zu nehmen.“

Wer sich in Ferdinands Lage stellte, mußte ihm auch wahrlich Recht geben, da er in Hinsicht auf menschliche Klugheit, was diese aus vorliegenden und gegebenen



Zahlen berechnen kann, eine Sache nur recht verkehrt, unklug und tollkühn anzufangen brauchte, um sie desto glücklicher beendigt zu sehen.

Ferdinands Beharrlichkeit führt indess in unsern Zeiten auf mancherlei Betrachtungen, und läßt vermuthen, daß, wenn Ludwig der sechzehnte anfangs mehr Beharrlichkeit verbunden mit Klugheit gezeigt hätte, und nie von Paris geflüchtet wäre; wenn die Emigranten nie ihr Vaterland verlassen hätten, die Revolution einen ganz andern Ausgang würde genommen haben.

Der Beharrlichkeit Pitts, die auf gegründete Handels - Aussichten und nach den Wirkungen des Verfahrens seines großen Vaters, des Lord Chatams, nach menschlichen Einsichten bis jetzt richtig berechnet zu seyn scheint, hat England seine Ueberlegenheit in der Seemacht und im Handel zu verdanken. Der Ausgang kann vielleicht, bei dem Zusammentreffen der glücklichsten Ereignisse, verbunden mit dem



Genie der Franzosen, welches durch das Freiheits - Gefühl einen ganz neuen Schwung erhalten hat, in Zukunft ganz anders seyn, aber dieser Ausgang liegt aufserhalb den Gränzen der menschlichen Klugheit, von der man keine andere Berechnungen verlangen kann, als welche durch die gegebenen Zahlen möglich sind.

---





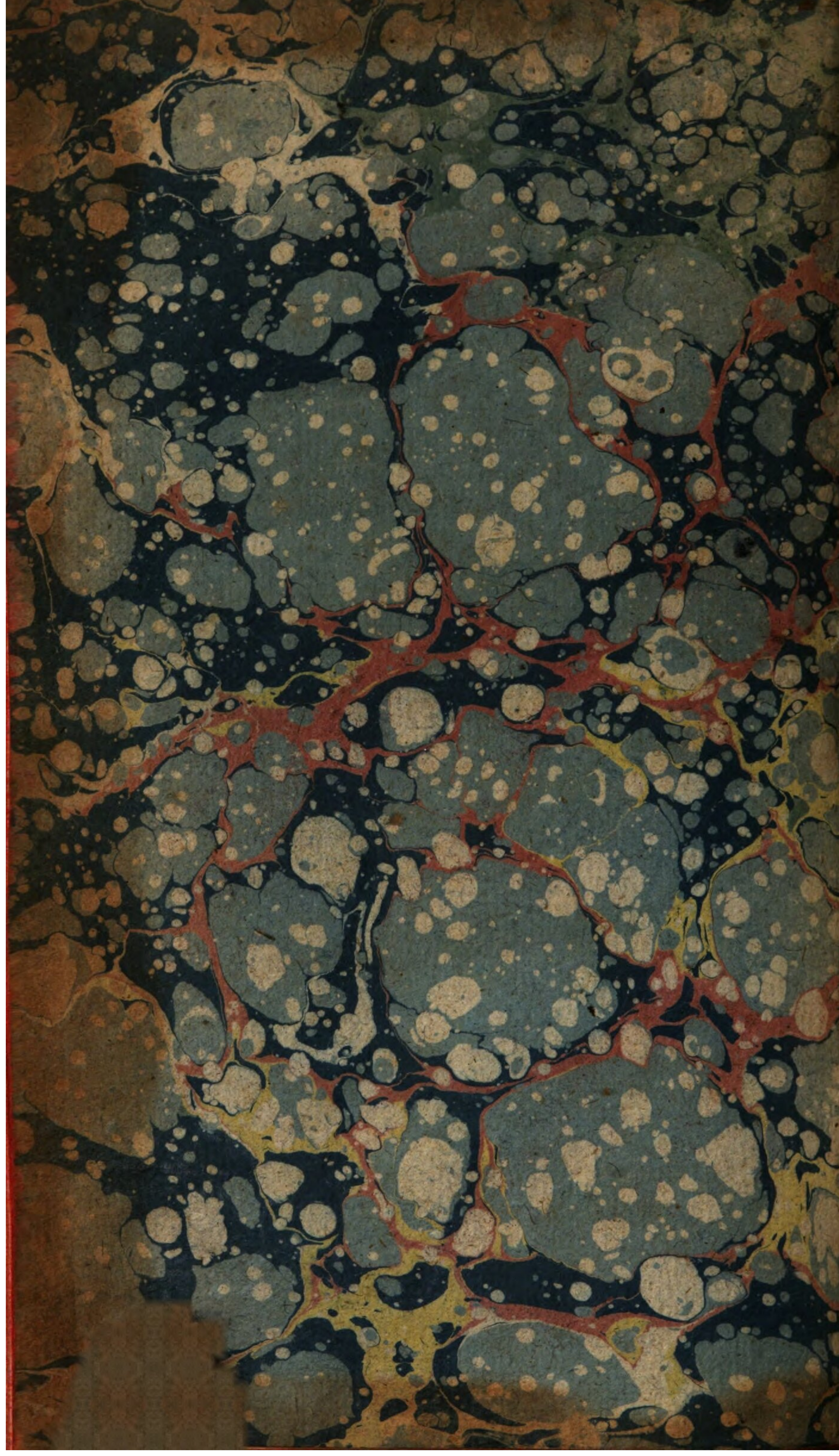






















Pott, Degenhard,

Historische Gemälde aus dem ältern Zeitalter der Deutschen

Leipzig 1798

Res/Germ.g. 364

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10918685-8

VD18 14521202-001